

LEIPZIGS NEUE

Trauer und Respekt für die GAZA-Toten

Das geht nicht nur die Großen dieser Welt etwas an

Seite 2

Die Chimäre Hochkultur

Schwierigkeiten mit einem bürgerlichen Begriff

Seite 5

Einer von ihnen

Horst Köhler und das Wolkenschiff BRD

Seite 8

Er rührte an den Schlaf der Welt

Die neue Biographie über den »Barrikaden-Tauber«

Seite 16

Sowjetsystem aufzwingen, wäre falsch

Im Juni vor 65 Jahren: Aufruf der KPD

Seite 19



Mehr »Geißler«
auf Seite 24

2 Euro/ABO 1,80

LINKE MONATSZEITUNG FÜR POLITIK, KULTUR UND GESCHICHTE

Kampf gegen Windmühlenflügel?

Don Quichotte, Sancho Pansa und Europa

LEIPZIGS NEUE unter Spaniens Himmel

auf den Seiten 12 / 13



Foto: Robert Katz

Editorial

Die zwei Männer auf dieser (im wahrsten Sinne!) harten Bank im schönen Spanien, erkennen Sie sicher. Worüber mögen sich die beiden, der eine gestikulierend, der andere mit verschränkten Armen, unterhalten? Lassen wir ihnen ihre alten Geheimnisse.

Heute unterhält man sich auch jeden Tag, nicht unbedingt auf so einer Sitzgelegenheit. Am Sonntag mit Anne, am Montag mit Reinhold, am Dienstag mit Sandra, am Mittwoch mit Frank, am Donnerstag mit Maybrit. Diese Namen sagen Ihnen nichts? Dann gehören Sie zu den Menschen, die sich tatsächlich nicht um spätabendliche Fernsehrunden, meistens mit immer den gleichen Gästen und Argumenten, scheren.

Als Ausgleich, aber auch Anregung für diesen »Informationsverlust«, nehmen bitte Sie unser Angebot auf den folgenden Seiten wahr. Beim Blättern und Lesen fällt Ihnen vielleicht auf, dass wir in den letzten Tagen an verschiedenen Orten dem »Volk auf's Maul« geschaut haben und darüber schreiben.

Bei Protesten und Demonstrationen in Leipzig, bei Bürgerforen und Gesprächsrunden in Abgeordnetenbüros oder im Zeitgeschichtlichen Forum. Nicht immer – sie können es nachlesen – lagen da Lösungen auf der Hand. Unüberhörbar jedoch, die Leute reden miteinander über die Zustände in diesem Land. Einmischen und nicht nur regiert werden, könnte man so etwas auch nennen.

Natürlich beschäftigen wir uns mit dem »politischen Erdbeben Köhler«, sowie den »Leipziger Schulden« und hoffen da auf Diskussionen für die wir gern unseren »Briefkasten« leer geräumt haben, der diesmal mit besonders viel Post für die letzte Mai-Ausgabe gefüllt war. Danke!

Wir hoffen, mit der Juni-LN einen Politik- und Lebensnerv getroffen zu haben.

Ihre LN-Redaktion

Kommentiert

Der Anfang vom Ende?

Auslöser für den Rücktritt des Bundespräsidenten war ein Hörfunkinterview im Deutschlandradio vom 22. Mai. Hier forderte er mehr Respekt für deutsche Soldaten in Afghanistan.

Ihnen sollte nach seinen Worten mit mehr »Respekt begegnet« werden. Die Bundeswehr leiste dort Großartiges unter schwierigsten Bedingungen, sagte er nach einem Besuch im Feldlager Masar-i-Scharif. Es sei in Ordnung, wenn kritisch über den Einsatz diskutiert werde. Allerdings müsse Deutschland mit seiner Außenhandelsabhängigkeit zur Wahrung seiner Interessen im Zweifel auch zu militärischen Mitteln greifen.

Als Beispiel für diese Interessen nannte Köhler »freie Handelswege«. Es gelte, »ganze regionale Instabilitäten zu verhindern, die mit Sicherheit dann auf unsere Chancen zurückschlagen und sich somit negativ auf Handel und Arbeitsplätze auswirken.«

Köhler hatte auf der Rückreise von China einen Zwischenstopp in Afghanistan eingelegt und nur die Bundeswehr besucht und beging den Fauxpas, nicht den Präsidenten Karsai in Kabul aufzusuchen.

Nun haben Köhlers imperialistische Töne, mit denen er schwadronierte, sei-

nen Rücktritt befördert. Wollte der Mann wirklich einen Krieg um Einfluß und Rohstoffe führen?

Der Präsident warf mit sofortiger Wirkung die Brocken hin. Die Begründung: Die jüngste Kritik an seinen Äußerungen zum Einsatz der Bundeswehr hätte jeden Respekt vor seinem Amt vermissen lassen.

Die Unterstellung, er befürworte einen grundgesetzwidrigen Einsatz der Streitkräfte zur Sicherung von Wirtschaftsinteressen, entbehre jeder Rechtfertigung. Köhler fügte hinzu, er danke den vielen Menschen in der Bundesrepublik, die ihm Vertrauen entgegengebracht und seine Arbeit unterstützt hätten. Zugleich bat er um Verständnis für seinen Schritt. Besagtes Interview hatte eine heftige Debatte ausgelöst. Nun trat er als Bundespräsident zurück. Der Bremer Regierungschef Böhrnsen, derzeit Bundesratspräsident, wird bis Monatsende die Amtsgeschäfte übernehmen.

Dabei war Köhler von Merkel und Westerwelle 2009 in seine zweite Amtszeit »gehoben« worden. Oder ist sdas ganze Polit-Theater der Anfang vom Ende der CDU/CSU/FDP-Regierung?

• khw

(siehe auch Seite 8)

Faule Griechen?

Der drohende Staatsbankrott Griechenlands löste hierzulande eine Kampagne gegen die »Pleite-Griechen« (BLD) aus, die »über ihre Verhältnisse lebe« und damit nicht nur den eigenen Staat, sondern den Euro in Gefahr gebracht hätten. Und die sich in der Not nicht etwa willig in ihr Schicksal staatlich verordneter Verarmung fügen, sondern auf die Barrikaden gehen. Im Gegensatz zu ihnen gehen die reichen Griechen nicht auf die Barrikaden. Sie entziehen dem Staat Milliardenbeträge, indem sie ihre Vermögen im Ausland deponieren und heizen damit die Finanzkrise des Staates weiter an. Nach einer schweizer Finanzstudie verstecken Griechen in dortigen Banken 24 Milliarden Franken, und die griechische Nationalbank bestätigte, dass allein seit November vorigen Jahres vier Milliarden Euro abgeflossen sind.

Die Gewinner dieses wirtschaftlichen Desasters sind jedoch nicht nur gewissenlose griechische Finanz-Clans, sondern auch finanzstarke europäische Konzerne, allen voran die deutsche Rüstungsindustrie.

Mit 11 Millionen Einwohnern ist Griechenland weltweit der fünfgrößte Importeur von konventionellen Waffen, wie U-Boote, Jagdbomber, Panzer und andere High-Tech-Waffen, die in der

Vergangenheit vorwiegend bei deutschen Lieferanten geordert wurden. Dazu zählen unter anderem vier mit Brennstoffzellen angetriebene U-Boote der Klasse 214, die auch längere Tauchfahrten ausführen können, zum Preis von 500 Millionen Euro pro Stück; 60 Jagdbomber vom Typ Eurofighter, die doppelte Schallgeschwindigkeit erreichen und mit 27-Millimeter-Kanonen sowie jeweils 13 Raketen oder Bomben ausgestattet sind, zum Preis von 83 Millionen Euro pro Stück; 170 Leopard-Kampfpanzer mit 120-Millimeter-Glattröhrenkanonen, zum Preis von 10 Millionen Euro pro Stück. Trotz des finanziellen Desasters orderte die sozialdemokratische Regierung Papandreu inzwischen weitere zwei U-Boote der Klasse 214.

Die Milliarden, die durch diesen Rüstungswahn aufgelaufen sind, sollen nicht nur vom griechischen Volk durch rigide Sparmaßnahmen, sondern auch von den Steuerzahlern der EU-Staaten gedeckt werden. Wäre es da nicht angemessen, dass die Gewinner dieser »Geschäfte«, also ThyssenKrupp Marine Systems, Krauss-Maffei Wegmann, EADS und andere auch zur Kasse gebeten werden? Man wird doch mal fragen dürfen.

• Helmut Ulrich

Protest und Eskalation



Eine juristische Untersuchung der Vorgänge im Gaza-Streifen durch eine internationale Kommission wurde u.a. von Prof. Dr. Georg Meggle (rechts) gefordert.

LN: Während der Protestkundgebung am 2. Juni gegen den israelischen Überfall auf die Hilfsgüter für den Gaza-Streifen kam es von Seiten der »Leipziger Solidarischen Linken«, von denen sich der Leipziger Stadtverband der Partei DIE LINKE mit aller Schärfe distanzierte, zu Provokationen gegenüber den Teilnehmern der Demonstration und Kundgebung; u.a. wurde gegenüber dem Landtagsabgeordneten Dr. Volker Külüw mehrfach und direkt der Vorwurf des Antisemitismus erhoben, den Külüw mit aller Entschiedenheit zurückwies.

Es kam zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, die nur durch die Polizei unterbunden werden konnten.

*

Prof. Georg Meggle, Philosoph und Mitglied der Nahostkommission von Pax Christi, betonte an diesem Abend u.a.:

»Es gibt heute auf der ganzen Welt Tausende Veranstaltungen wie diese. Weltweit trauern heute Menschen um die Toten auf den Schiffen der Bewegung für ein freies Gaza, für ein freies Palästina.

Wieder einmal sind wir entsetzt, beschämt und zu Recht empört darüber, was Menschen Menschen antun können. Aber sind wir wirklich überrascht?

Ich nicht. Nicht mehr seit Dezember / Januar 2008/2009. Nicht mehr, seitdem jeder, der Augen hat zu sehen, offenen Auges sehen konnte, was die israelischen Streitkräfte mit Palästinensern machen. Dieser Gazakrieg war das Ende meiner Illusionen über Israel. Geht es um das so genannte Existenzrecht Israels, zählen Menschenleben nichts.

Ich wusste also, was ich tat, als ich mich nach diesem Gaza-Krieg auf die Freiwilligenlisten der Free-Gaza-Movement setzen ließ. Und ich nehme an, dass auch alle andern auf der Liste wussten, worum es dabei geht. Im worst case: um Leben oder Tod.

Das muss man sich vor Augen halten, wenn wir jetzt an unsere GAZA-Movement-Toten denken. Sie sind, auch wenn sie das Leben noch so sehr lieben mochten, nicht blind, sondern letztlich freiwillig in den Tod gegangen, in einen Tod durch Israel.

Das mindert unsere Trauer nicht; es erhöht nur den Respekt. Sie sind für eine Sache gestorben, die ihnen in letzter Konsequenz wichtiger war als ihr eigenes Leben:

- einen gerechten Frieden
- ein Ende der Blockade Gazas
- ein Ende der israelischen Besatzung.
- ein freies, souveränes Palästina
- ein sicheres (weil mit seinen Nachbarn im Frieden lebendes) Israel

Ich bin, wie Sie wissen, Philosoph. Daher noch ein paar Gedanken ganz grundsätzlicher Art. Worum geht es letztlich?

Die radikale Grundsatzfrage ist diese: Was zählt mehr: Macht oder Recht? Konkreter: Was zählt mehr: Militärische Macht oder Internationales Recht?

Israel sieht das schon lange völlig anders. Es sieht sich im permanenten Ausnahmezustand, reklamiert für sich den »übergesetzten Notstand«, stellt sich selbstbewusst außerhalb des internationalen Rechts, ja, letztlich über jedes Völkerrecht. Israel beruft sich auf das Recht auf Selbstverteidigung, deutet dieses Recht im Sinne absoluter Handlungsfreiheit – und macht von dieser Freiheit auch, wie der Überfall auf die Free-Gaza-Schiffe zeigt, freizügig Gebrauch.

Nichts fürchtet Israel mehr, als dass ihm diese außergesetzliche Freizügigkeit, diese unbegrenzte Immunität, eines Tages genommen werden könnte.

Macht versus Recht. Wie werden wir uns in diesem weltweiten Konflikt entscheiden? Das geht nicht nur die so genannten Großen dieser Welt etwas an.

Angela Davis am 21. Juni in Leipzig

aus dem Programm

17.00 Uhr: Besuch des Museums im Liebknecht-Haus und Eröffnung einer »Franz Mehring Ausstellung«

19.00 Uhr: Vortrag, Diskussion und Signierstunde in der »Schaubühne Lindenfels«



Die Welt ist schlecht, das ist bekannt. Aber schlecht gleich in diesem Ausmaß? In den letzten drei bis vier Monaten haben sich die Katastrophenmeldungen geradezu tsunamiartig über das Land gewälzt, dass es ein Elend sondergleichen ist. Ausgangs- und vorläufiger Endpunkt war, man glaubt es ja nicht: Hannover. Vor nicht allzu langer Zeit noch als dröge und einschläfernd verschrien, hat sich das blässliche Städtchen mittlerweile zur Hauptstadt der (rückwärts) Bewegung gemausert. Sodom und Gomorha an der Leine sozusagen.

Angefangen hat ja alles mit der Frau Käßmann, die durch weinhaltes Blut eine rote (sic) Ampel überfuhr und dafür zurücktreten durfte. Wegen ihres Gewissens und so. Zuvor hatte sie den Krieg, der zu diesem Zeitpunkt noch keiner war, als solchen gegebelt und dafür jede Menge Verbalprügel von den regierenden Heuchlern bezogen. Selbige jaulten nun unisono, Mensch Margot, bleib doch, war ja alles nicht so schlimm, kann doch jedem mal passieren usw. usf. Brüderle baute schon mal vor.

Dann kam der nationale Wetterfrosch Kachelmann in den Knast. Weh uns, schrie das Volk auf, was geschieht jetzt mit dem Land, wenn es kein Wetter mehr gibt? Ob da wohl einen Zusammenhang zwischen den Mißhandlungsfällen in der Papstkirche und dem Klima besteht? Ganz nebenbei trat der katholische Hardlinerbischof Mixa erst zeternd an die Öffentlichkeit und dann, richtig, zurück. Obgleich man das mit einigem Wohlwollen noch als gute Nachricht auffassen konnte.

Auf den ersten Blick ließ sich auch der Abtritt von Roland »Schugaschwil« Koch als Fortschritt für die Menschheit werten. Doch der zweite Blick auf seinen designierten Nachfolger Bouffier (alle Macht geht von Volker aus), trübte die Freude schon mächtig gewaltig. Was er wohl künftig machen wird, der alte Lügenbeutel? Vielleicht übernimmt er ja Kachelmanns Sendung, wenn der Jörgi hinter Gittern bleiben muß. Wir dürfen gespannt sein.

Und dann natürlich der Schlag ins Gesicht eines jeden Kolumnisten und Glossenschreibers: Horsti ist



Notizen aus der Hauptstadt der BRD Mäusekino

Von Gerhard Schumacher



beleidigt und tritt zurück. Mit sofortiger Wirkung und ohne, dass seine Frau uns nochmals grüßen lässt. Zum allerletzten Mal, abschließend gewissermaßen. Ja, die Rede ist vom »Bundespräsi«, der immer so verquaste Schönheiten in die Mikrofone schwätzte, dass es allen Spaß verstehenden Mitmenschen eine Freude war. Auch in dieser Kolumne hat der Sparkassendirektor ja häufiger dazwischen geplappert. Das ist nun vorbei, unwiderruflich. Wir wünschen dir auf deinem weiteren Lebensweg natürlich alles Gute, Horsti, und, bitte, grüße deine Frau recht herzlich. Sie hat es ja auch nicht leicht.

Dabei hat der Köhler doch nur ausgesprochen, was Konsens unter Herrschern und Beherrschten dieses Landes ist. Nämlich, dass die deutsche Wehrmacht dazu da ist, die wirtschaftlichen Interessen der Konzerne des Heiligen Reiches Deutscher Nation durchzusetzen. Und zwar zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl, zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Gell, Herr Kriegsminister von und zu, da hat er doch nichts Falsches gesagt, der Horsti?

Doch zurück an die Leine, denn dort schließt sich der Kreis wieder. Ein gewisses Fräulein Lena Meyer-Dingsbumms hat den europäischen Hupfdohlenwettbewerb siegreich eingefahren und alle haben uns (wir Deutschen sind gemeint) nach langen Jahren der Entbehrung wieder lieb. Ist das nicht klasse? Und keiner weiß so recht, woran es

gelegen hat. Die Qualität des Liedguts wird's schwerlich gewesen sein und die Stimme wohl auch nicht. Wer auch immer seine Finger da drin hatte, Papst, Tod und Teufel, ist letztlich ja auch egal. Wichtig alleine ist: wo kommt sie her, die flotte Göre? Aus Hannover, wer hätte das gedacht?

Und nun noch gleich eins oben drauf, die Hannover Scorpions sind deutscher Eishockeymeister geworden. Gut, das interessiert eigentlich keinen so richtig, aber immerhin.

Und dann die Nachricht, das Schloß Bellevue wird nicht in eine Ganztagschule umgewandelt, sondern bekommt einen neuen Mieter. Doch wer kann einem Mann wie dem verflorenen Beleidigten folgen? Wer kann noch eins draufsetzen? Heinrich Lübke, der könnte, aber der ist tot. In ihrer unerkannten Weisheit haben die Schwarze Frau und ihr Außenkasper den Wulff, Christian, nominiert. Der wird's wohl machen, wenn nichts dazwischenkommt. Ganz in seine künftige Rolle verschwurbelt, hat er schon mal präsidial verkündet, ein Staatsoberhaupt müsse »bürgernah sein und zuhören können«. Meistens ist es umgekehrt, da müssen die Bürger sich den Quatsch der Politiker anhören.

Und wo kommt er her, der Wulff? Klar, aus Hannover, kann ja gar nicht anders sein.

»Meine Frau hat mir aufgetragen, Sie herzlich...« Klappe, Horsti, das ist nun vorbei. Ein für alle Mal. Schade eigentlich.

Deutschlands Freiheit wird nicht am Hindukusch verteidigt, sondern in unseren Theatern, Bibliotheken und Museen, vor allem aber in den Schulen«, zitierte die linke Bundestagsabgeordnete und kulturpolitische Sprecherin Luc Jochimsen den ehemaligen Kulturstatsminister Michael Naumann.

Sie sprach auf der ersten gemeinsamen Veranstaltung des Kommunalpolitischen Forums Sachsen und der Landesarbeitsgemeinschaft Kultur der sächsischen Linken im Chemnitzer Schauspielhaus und lobte die am Haus angebrachten Worte als wegweisend: Glaube, Liebe, Hoffnung. Sie warnte, Kultur sollte nicht gegen Soziales ausgespielt werden; das wäre der Weg in die Barbarei. Kultur sei auch um der Kinder willen wichtig, damit sie nicht durch die Massenmedien völlig zu Konsumenten abgerichtet würden. Und sie wies auf den Einigungsvertrag hin, in dem festgeschrieben wurde: Die kulturelle Substanz in den neuen Bundesländern darf keinen Schaden nehmen.

Im Symposium zeigte sich schnell: Lorbeer lässt sich auf dem Gebiet der Kultur und Kunst kaum erringen. Deshalb wird das gern den Linken überlassen. Jedenfalls dürfte es kein Zufall sein, dass die Posten der Kulturbürgermeister in allen drei sächsischen Metropolen von Leuten besetzt werden, die auf dem Tiktet der Linken antraten.

Die Erfahrungen sind dennoch unterschiedlich. So stellten der Chemnitzer Theaterintendant Bernhard Helmich ebenso wie seine Kulturbürgermeisterin Heidemarie Lüth dar, in welchem Maß schon jetzt Theater soziokulturelle Aufgaben wahrnehmen. Frau Lüth berichtete auch von Mäzenatentum, das manche Linke noch als bürgerlich scheuen. Die sächsische Industriestadt verdankt ihm wichtige Kunsttempel und ihre Inhalte. So schenken die Düsseldorfer Gisela und Wolfgang Flüge 586 Werke von 106 Künstlern aus 16 Ländern den Kunstsammlungen Chemnitz.

Auf zwei Probleme machte der Dresdner Ralf Lunau

Freiheit nicht am Hindukusch verteidigen, sondern im Theater Kabarettist präsentierte sich als weiterer Präsidentenbewerber

aufmerksam: Wir sind an Steuern nicht beteiligt, brauchen aber Geld, mittels Kultur den Leuten zu helfen, ein Bild von der Welt zu bekommen. Zum anderen kann man seine Forderungen beim Oberbürgermeister nur vorbringen, wenn die Kräfte stark genug sind, die hinter einem stehen. Auch sein Leipziger Amtsbruder Michael Faber stieß auf Widerstände, die schwer lösbar sind. So stellte er die föderale Struktur der Kunst infrage, weil diese so immer bei den arm gesparten Kommunen landet.

Anders als in den großen Städten, so Tobias Knoblich, Geschäftsführer des Landesverbandes Soziokultur Sachsen, habe der ländliche Raum spezielle Bedingungen – unter anderem, weil der Verband auch politischen Druck machen könne.

Luc Jochimsen empfahl allen Beteiligten mehr Selbstbewusstsein. Schließlich hätten sie etwas Vitales anzubieten, nicht etwa die Garnitur. Voraussetzung für den Kampf gegen Armut sei ebenfalls Kunst und Kultur in jeder Form, so der Landtagsabgeordnete Volker Külüw, der das Symposium organisiert hatte und sich eine Fortsetzung dieses Experiments wünscht – auch in anderen Bundesländern.

Aus dem Publikum kamen wenige Fragen – vielleicht, weil man sich meist einig wusste. So musste Moderator Michael Bartsch ein bisschen provozieren. Er fragte, ob die als Schatz apostrophierte Kultur nun zum Verstecken oder als Gut für alle da sei. Die Wirksamkeit gelegentlicher Elternproteste für mehr Kultur und Kunst zog er auch in Zweifel.

Zum Abschluss präsentierten Sabine Kühnrich und



Die Kabarettisten Sabine Kühnrich und Ludwig Streng
Foto: Horst Becher

Ludwig Streng ein Kabarettprogramm – zugeschnitten auf die gastgebenden Linken. So stotterte Streng als angeblicher Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten herum, bis Frau Kühnrich die anwesende Bundestagsabgeordnete Luc Jochimsen fragt: Würden Sie den wählen? Die Antwort kam prompt und löste eine Menge Beifall aus: »Schlechter als die anderen ist er auch nicht.«

• Thomas Biskupek

- Theater- und Konzertkarten können sich heute nur noch die Besserverdienenden leisten.
- Was hatten wir früher für schöne Aufführungen in der Leipziger Oper.
- Wann reagieren das Rathaus und die Stadträte endlich auf die Spielpläne im Leipziger Centraltheater?
- Das Gewandhaus und sein Dirigent bekommen zuviel Geld von der Stadt.
- Kaufen die Bibliotheken die richtigen Bücher?

Wann ärgern Sie sich über Leipziger Kulturangebote?

Notizen und Gedanken nach einem Forum, an dem nicht nur der Leipziger Kulturbürgermeister Michael Faber teilnahm

- Die Geisteswelt der griechischen Antike und des Roms der klassischen Epoche bildet die vielzitierte Wurzel unserer Kultur. Wer davon nie etwas hörte, ist ärmer dran.
- Ein Premierenabonnement ist noch kein Anzeichen von Kultur.
- Die gesamte Welt wird eine einzige Kultur: Wir schauen das Gleiche an, kleiden uns ähnlich, reden dieselben Phrasen – und langweilen uns.
- Kultur ist bei uns gleichbedeutend mit Defizit.

Stimmen Sie einem der oben angeführten Punkte zu? Bitte genau überlegen, denn redet man über Kultur, dann wird es oft strittig. Das ist nicht nur in der Jetztzeit so, sondern war – wer möchte das bestreiten – schon immer üblich. Aus diesem Grund haben wir auch keine Quelle unter die obigen Meinungsäußerungen gesetzt, sondern drucken sie einfach direkt ab. Allerdings geäußert wurden sie, mal aufgeregt in einer kürzlichen Diskussion, mal in klugen, alten Büchern. Wir haben bewusst anonymisiert, da wir nicht in die Zitatenfalle tappen möchten. Die besagt nämlich, dass manchmal ein Argument als richtig empfunden wird, weil es ein berühmter Mann von sich gab. Im Übrigen gibt es noch genügend autorisierte Zitate auf der Nebenseite.

»Zukunft Kultur – Wieviel ist drin für Leipzig?«, darüber debattierten kürzlich Bürger und Kulturleute. Dabei Heike Engel, die Geschäftsführerin vom Anker e.V., Thomas Farken, Geschäftsführer vom Geyser Haus e.V., Michael Faber, der die kulturellen Geschäfte dieser Stadt vom Neuen Rathaus aus leitet und stimuliert. Sollte Ihnen beim Lesen jetzt schon zu viel Geschäftigkeit aufstoßen, dann ist das durchaus gewollt, denn

natürlich war und ist Kultur auch ein Geschäft, und wer sie heute als seinen persönlichen Lebensinhalt begreift, kommt ohne Geschäftsgrundlagen nicht weiter. Das wissen auch die anwesende Kulturstadträtin Skadi Jennicke von der Linksfraktion im Leipziger Rathaus und Cornelia Falken, Abgeordnete der LINKEN im Sächsischen Landtag.

Zunächst begriff ich als Beobachter der Diskussion erneut, dass Meinungsäußerungen über Kultur immer wieder etwas sehr Subjektives sind.

Gefallen mir ganz persönlich die Aufführungen in der Oper Leipzig und im Centraltheater nicht, dann steht schnell fest, die Häuser arbeiten künstlerisch unbefriedigend. Ja, so oberflächlich wird auch in so einem Forum vom Bürger mal geurteilt und das gipfelte sogar in der Forderung, darum »müsse sich die Stadt (die Partei sagte diesmal niemand) doch mal kümmern«, auch um die »hohen Gagen von Chailly«. Dem konnte und wollte sich der Leipziger Kulturbürgermeister Michael Faber nicht anschließen, »Politik muss ihre Finger aus den künstlerischen Prozessen raushalten, sie kann und soll moderieren und unterschiedlichste Interessen auch im Konfliktfall zur Sprache bringen.«

Dass »Befehlstöne« da völlig unange-

bracht sind, ist nicht nur aus den leidvollen DDR-Kulturdiskussionen seligen Angedenkens zu schlussfolgern.

Obwohl Heike Engel und Thomas Farken im Gremium nicht nebeneinandersaßen, sind ihre Häuser (»Anker« in Möckern und »Geyserhaus« in Eutritzsch) vergleichbar. Beide knüpfen mühsam und oft, wie zu hören war, »mit Selbstausbeutung« das Netz soziokultureller Angebote als Oase in ihren Stadtteilen, besonders für junge Leute. Werkstätten, Tanztheater, Schauspiel, offene Treffs, Musik. Gerade letztere ist für beide Häuser wichtig, stimuliert sie, wenn man sie selbst betreibt, Sozialverhalten. Man muss es ja nicht immer so theoretisierend sagen.

»Wir beobachten derzeit eine Generation, die noch nie so wenig von Kultur und Bildung beeinflusst wurde.«, Cornelia Falken drückte diese Sorge aus. Stattdessen ständig Super-Events in bestimmten Medien. Man muss und will, auch Michael Faber bestätigte das, vor Ort dagegenhalten. »Wenn bei uns im Anker nichts los ist, dann kommen junge Leute auf dumme Gedanken.«, die engagierte Heike Engel weiß wovon sie da spricht. Bis zu 700 Jugendliche kom-

men beispielsweise ins Eutritzscher Geyserhaus in jeder Woche

Karten und Kosten, für manche ein unvereinbares Paar »trotz günstiger Angebote in Oper und Schauspiel«, auf die noch einmal der Kulturbürgermeister verwies. Im Übrigen verwahrte er sich gegen kurzfristige Streichungen und Mittelkürzungen aus Dresden, denn dann kann man kaum reagieren und umschichten. Kürzungen kommen trotzdem im Kulturbereich auf die Stadt zu. »Da soll aber niemand den einen gegen den anderen ausspielen.«

Arbeitslosenchor und Arbeitslosentheater sind für Leipzig keine Fremdworte mehr. Auch nicht in Berlin, Chemnitz oder Wien. In Leipzig gibt es eine Südlastigkeit im Kulturangebot. Die kann man kaum »wegdirigieren«, denn »Szene« sucht sich ihre Orte immer selbst. Tarifsteigerungen im Theater, Entbürokratisierung im Kulturamt, Neueinstellungen im Anker, Renovierungen maroder Säle, Leipziger Opernjubiläum. Querbeet ging es im anschließenden erneut sehr subjektiven Meinungsspektrum zu. Schön, dass Bürger hier über Stadtkultur stritten und Lösungen suchten. Das ist wirkungsvoller als der übermedial avisierte »Kampf der Kulturen«.

• -ck



Michael Faber: Bei Kulturentscheidungen, sollte man nicht den einen gegen den anderen ausspielen.



Heike Engel: Unser »Anker« ist eine Oase im Norden Leipzigs für Jung und Alt.



Thomas Farken: Im Geyserhaus ist nicht nur Kulturkonsum sondern Mittun gefragt. Fotos: Gerd Eiltzer



Wer trifft hier auf wen? Nigel Kennedy vor einem Leipziger Tempel der Hochkultur, der bald Jubiläum feiert. Foto: Jens Kassner

Die Chimäre Hochkultur

Schwierigkeiten beim Fassen eines ganz und gar bürgerlichen Begriffs

Überquert die Grenze, schließt den Graben!« nannte sich ein berühmt gewordener Aufsatz des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Leslie A. Fiedler, der 1969 erschien – nicht in einer Fachzeitschrift, sondern im »Playboy«. Fiedler rief darin auf, die Differenzen in der Gewichtung zwischen angeblich hoher und niederer Kultur zu beseitigen. Zur gleichen Zeit machten die »cultural studies« marxistisch orientierter Theoretiker Furore, ausgehend von Birmingham zunächst in Großbritannien, dann in den USA und anderen westlichen Ländern. Auch darin wird den kulturellen Ausdrucksweisen breiter, nichtprivilegierter Bevölkerungsschichten die Hauptaufmerksamkeit geschenkt.

Seitdem hat sich im allgemeinen Kulturverständnis viel geändert, in der alltäglichen Praxis noch mehr. Das zeigt sich unter anderem darin, dass die führende deutsche Kunstzeitschrift »Art« in ihrer Aprilausgabe 2010 titelt: »Pop – Die beste Idee des 20. Jahrhunderts«.

Dennoch schleicht sich durch den allgemeinen Sprachgebrauch nach wie vor der seltsame Begriff Hochkultur. Ginge es nur um die Sprache, wäre das nicht allzu wichtig. Das Überleben dieses Phantoms hat aber gravierende Auswirkungen auf die Kulturpolitik aller Ebenen. »Es gibt sie noch, die feinen Unterschiede« ist ein Interview mit dem Elitenforscher Michael Hartmann überschrieben. Damit wird auf den Titel des bekannten Buches »Die feinen Unterschiede« des Soziologen Pierre Bourdieu angespielt, das aufbauend auf empirische Untersuchungen aus den 1960er Jahren die Rolle der sogenannten Hochkultur zur Herrschaftssicherung in der bürgerlichen Gesellschaft darstellt und in diesem Zusammenhang den Begriff »kulturelles Kapital« einführt. Hartmann betont, dass Kultur nicht nur

etwas Verbindendes und Integrierendes hat, sondern auch trennen kann: »Alle, die sich beispielsweise für die Hochkultur stark machen, legen auch Wert auf dieses Distinktionsmerkmal.« In dieser Hinsicht stellt er gegenwärtig – analog zur Demontage des Sozialstaates – sogar ein gewisses Rollback fest: »Die Repräsentanten und Verfechter der Hochkultur drängen wieder sehr viel stärker auf Abgrenzung und bemühen sich um die erneute Installation eines verbindlichen hochkulturellen Kanons.«

Auffällig ist aber, dass es für den Begriff Hochkultur keine befriedigenden Definitionen gibt, die positive Erkennungsmerkmale aufführen. Vielmehr basieren die Erklärungsversuche eben – wie von Hartmann hervorgehoben – auf Abgrenzung: zur Massen-, Trivial- oder Populärkultur. Die Verwirrung komplettiert sich, wenn man nach Definitionen für jene Schubladen sucht und dann darauf verwiesen wird, dass diese eben keine Hochkultur seien.

Vielleicht kann eine empirische Annäherung helfen. Was wird in den Medien gemeinhin als Hochkultur etikettiert? Klassische Musik generell. Doch auch hier gibt es schon Differenzierungen, die nach quantitativen Kriterien zu funktionieren scheinen: Je größer ein Ensemble, um so wertvoller. Die besonders material- und arbeitskraftintensive Oper ist der Inbegriff von Hochkultur schlechthin. Die populäre Musik, so hochentwickelt sie in manchen Bereichen auch sein mag (und dann schon gar nicht mehr allzu populär, eher Minderheiten ansprechend) ist keinesfalls dabei, ebensowenig die interkulturelle Weltmusik. Vom Jazz werden nur die Versionen zaghaft eingeschlossen, die nicht massentauglich sind. Schwierig ist es mit der Neuen Musik. Theoretisch müsste sie dazu gehören, ist aber leider auch nach hundert Jahren Geschichte für großbürgerliche Ohren

immer noch zu spröde.

Schwieriger wird es bei den anderen Sparten. Theater scheint normalerweise dabei zu sein, sofern es staatlich oder kommunal finanziert ist. Und – genauso wichtig – wenn sich der Intendant dieser »moralischen Anstalt« eben an den tradierten Kanon der Auswahl von Stücken und an gewohnte Weisen ihrer Inszenierung hält. Kleine Abweichungen seien verziehen. Aber keine großen. Off-Theater bleibt natürlich außen vor, ebenso freie Tanz-Companies.

Ganz kompliziert wird es in Literatur, Film und Bildender Kunst. Wie der oben zitierte Art-Titel schon zeigt, ist in der Bildkunst Pop schon lange akzeptiert und hängt in allen großen Museen der Welt. Sogar die eigentlich illegale Streetart mit ihren anonymen Schöpfern erfreut sich gerade erhöhter Aufmerksamkeit des kommerziellen Kunstbetriebes.

In der Literatur gibt es den Begriff der Höhenkamliteratur. Diese wird überwiegend durch die Shortlists der großen Buchpreise umrissen. Aber dahin schaffte es eben vor kurzem Helene Hegemanns umstrittenes Debüt »Axolotl Roadkill« – ein echtes Popgewächs. Ein sauberes Biotop der sublimen Anbetung gibt es allerdings: Gegenwartslyrik von der Sorte, die mit den renommierten Preisen dieses Genres bedacht wird. Gerade an diesem Feld lassen sich nun doch zwei Merkmale festmachen, die in keinem offiziellen Definitionsversuch vorkommen: Humor ist völlig ausgeschlossen und Verständlichkeit erscheint zumindest verdächtig. Um diesen Zirkel rein zu halten, sind die diesjährigen Lyrikpreisträger die Juroren des nächsten Jahres.

Wie fragwürdig Unterteilungen in Hoch- und Massenkultur oder E- und U-Musik sind, zeigt eine Persönlichkeit wie Nigel Kennedy. Als er im vorigen

Sommer auf dem Augustusplatz spielte, soll einigen Ehrengästen das Gesicht eingefallen sein, da er verkündete, an diesem Abend nicht »the fucking Bach« zu geigen, sondern seine eigenen Stücke. Als Zugabe interpretierte Kennedy schließlich ein Stück des Rockhelden Jimmy Hendrix. In welche Schublade soll man ihn also stecken? Nigel Kennedy mag ein herausragendes Beispiel sein, doch solche Grenzgänger und Vermischer gibt es heute viele.

Über inhaltliche und stilistische Kriterien lässt sich die sogenannte Hochkultur also schon lange nicht mehr einhegen. Doch es gibt eine funktionale Komponente, die den Begriff für die selbsternannte Elite unverzichtbar macht. Der tschechische Kulturwissenschaftler Jan Tabor drückt in einem Aufsatz unmissverständlich aus, dass die große Treppe im Foyer jeder Oper wichtiger ist als Bühne und Zuschauerraum und führt die »Prachtstiege« der von Charles Garnier errichteten Pariser Oper als Musterbeispiel an. Es geht um das Gesehenwerden in Abendrobe und Ballkleid als Dokument der Zugehörigkeit zu einer Schicht, die mit dem Pöbel nichts gemein hat. Somit wird klar, warum sich keine ablesbaren Bestimmungsmerkmale für Kunstproduktionen finden lassen, die sie der »Hochkultur« zuordnungsfähig machen. Das Event ist wichtig, die Inszenierung. Nicht die auf der Bühne, die auf der Prachtstiege. Das kann auch die Vernissage eines Malers mit hohem Marktwert sein oder der Empfang zur Verleihung eines Literaturpreises. Oder in potenziert Form die Eröffnung eines großen Festspiels wie in Bayreuth oder Salzburg.

Als noch der Adel herrschte, war klar, was Hochkultur ist. Seit dem ökonomischen und politischen Triumph des Bürgertums versucht dieses, trotz aller Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die (zu seinem Gunsten verschobene) Grenze aufrechtzuerhalten. Wie schon immer, sind gesellschaftliche Aufsteiger am eifrigsten bei diesem ideellen Mauerbau. So verwundert es nicht, dass auch linke Kulturpolitiker sich in Strategien im Umgang mit dem großen Rest der Kultur, welcher nicht für die breite Treppe taugt, üben. Das ist in einer Variante die Meinung, Massenkultur sei einerseits die Belohnung für den wertschöpfenden und angepassten Teil der Unterschichten und andererseits ein Betablocker für die echten Randgruppen. Die mehr aufgeklärt daher kommende Variante sieht in der Basiskultur ein Lernfeld, aus dem die Begabtesten aufsteigen können zu Opernkartenabonnenten und Sekstrinkern bei Vernissagen oder gar selbst zu anerkannten Kunstproduzenten. Beide Strategien tragen letztlich dazu bei, die »feinen Unterschiede« zu zementieren. Kulturprojekte können eigentlich nur nach der Trägerschaft in öffentlich/gemeinnützig/kommerziell unterschieden werden. Höhen und Tiefen gibt es in allen drei Varianten. Eine linke Kulturpolitik, die dieses Attribut verdient, sollte den aalglatten Begriff Hochkultur nicht nur meiden, sondern gemäß Leslie Fiedler eben die Grenzen überschreiten und die Gräben zuschütten. Will man die Verhältnisse zum Tanzen bringen, wie Marx es ausdrückte, eignen sich weder Menuett noch Wiener Walzer, sondern eher der Pogo.

• Jens Kassner

... oder doch nicht?

Kurz vor dem kommunalpolitischen Sommerloch

... holt der Oberbürgermeister die ILA nach Leipzig – oder doch nicht?
 ... spart der Finanzbürgermeister an der Oper – oder doch nicht?
 ... setzt der Baubürgermeister die Busnetzreform durch – oder doch nicht?
 ... geht der Wirtschaftsbürgermeister privat eigene Wege – oder doch nicht?
 ... spielt der Ordnungsbürgermeister Feuerwehr – oder doch nicht?
 ... reformiert der Kulturbürgermeister das Centraltheater – oder doch nicht?
 ... strafen ihn die Grünen dafür ab – oder doch nicht?

Fragt sich

Euer Lipsius



Aus der Traum?

Kabarett-Archiv in Leipzig wünschenswert, aber unrealistisch

Leipzig ist wohl die traditionsreichste Kabarettstadt im Osten. Mit vier großen Ensemble-Kabaretts und einer Vielzahl von kleinen Bühnen und Kabarettisten sind sie eine der vielen touristischen Attraktionen, wenngleich sich manch Leipziger wohl ein wenig mehr Mut und humoristischen Tiefgang in den Programmen wünschte.

Vor diesem Hintergrund wäre die Übersiedlung des DDR-Teils des Deutschen Kabarett-Archivs durchaus wünschenswert, weil es einfach nach Leipzig gehört. Doch damit sind die positiv ins Gewicht fallenden Argumente bereits aufgebraucht.

Das in Mainz angesiedelte Kabarett-Archiv, das den bundesrepublikanischen Bestand beherbergt, wird mit über einer halben Million Euro bezuschusst. Das Land Rheinland-Pfalz und die Stadt Mainz sind neben dem Bund mit stattlichen Summen daran beteiligt.

Und dennoch waren in Mainz im Jahr 2009 gerade mal 825 Besucher vor Ort und das, obwohl Schulklassen und Seminargruppen organisiert wurden. In Bernburg verirrt sich 2009 ganze vier Nutzer in das Archiv. Die Stadt Leipzig würde die Ansiedlung 32 000 Euro jährlich kosten, zumal der Freistaat eine Förderung ablehnt. Das heißt das Aus für andere Kultureinrichtungen in der Stadt.

Vor diesem Hintergrund ist eine Übersiedlung von Bernburg nach Leipzig nicht sinnvoll, zumal die Stadt Bernburg um einen Nutzer ihres Stadtschlösses ärmer wäre. Im Kultur-Ausschuss des Rathauses wurde hingegen eine Kooperation mit der Universität Leipzig angeregt, die an der Entfernung Leipzig-Bernburg nicht scheitern sollte.

• Skadi Jennicke

Vom Kreidefressen und von Zuschüssen

Öffentliches Forum zu den Leipziger Kommunal финанzen

Als die Leute von der Antiprivatisierungsinitiative Leipzig (APRIL) zu einem öffentlichen Forum über Wege aus der öffentlichen Finanzkrise einluden, hatten sie eigentlich erwartet, dass konservative Kreise neuerlich den Verkauf kommunalen Eigentums anpreisen würden, mit dem man Schulden abbauen könnte. Es kam aber anders. Sowohl Finanzbürgermeister Torsten Bonew (CDU), als auch der finanzpolitische Sprecher der Linken im Bundestag, Axel Troost, sowie die meisten im Auditorium wollten so einen Weg gar nicht gehen.



Unbequemer Frager: Wolfgang Franke von attac

Millionen Euro liege – teilweise noch aus den 80er Jahren.

Torsten Bonew hatte aber auch eine Sparidee: »Wir leisten uns Kultur für eine Millionenbevölkerung, haben aber nur halb so viel.« Jede Opernkarte werde mit 243 Euro bezuschusst. Müsse das sein? Pro Kopf gebe nur Frankfurt am Main mehr für Kultur aus als Leipzig. Das habe aber ganz andere Einnahmen.

Der Finanzbürgermeister hatte damit eine Debatte ausgelöst, die ursprünglich so nicht erwartet worden war. Nun ging es nicht mehr um kommunales Vermögen

linke Finanzexperte aus dem Bundestag etwas im Schatten. Immerhin konnte er seine provokative These anbringen: Wenn wir zum Finanzsystem von Kohl zurückkehren würden, hätten wir genügend Geld. Seit mehr als zehn Jahren seien Steuern gesenkt worden, meist unter SPD-Finanzministern. Unterm Strich fehlten dadurch in den öffentlichen Kassen riesige Summen, die sich jetzt bei Privaten anhäufen. Als Letzte in der Reihe stünden die Kommunen.

Solche Steuersenkungen hätten sich weltweit als Unsinn erwiesen. Der Böse



Torsten Bonew, Bernhard Krabiell, Axel Troost (von links)

Fotos: ege

sondern um Leipzigs Kultur. Falk Elstermann von der Leipziger »NATO« versicherte: »Wir wissen, dass die Kultur zu teuer ist, aber sie stellt einen unverzichtbaren weichen Standortfaktor dar. Dass Leute sich hier ansiedeln, hängt damit zusammen.«

Die meisten fanden das Sparen an der Kultur den falschen Weg. Einer meinte auch: Leipzigs Kultur werde jämmerlich vermarktet und wies als Beispiel auf das Bildermuseum hin. Das sei ein fachliches Desaster.

Bonew hatte sich gut vorbereitet und versicherte: »Ich will ja gar nicht an der künstlerischen Leistung sparen. Warum aber arbeiten die entsprechenden Einrichtungen nicht zusammen? Warum kann ich keine Schauspielkarten in der Oper kaufen oder bekomme das dort empfohlen? Warum braucht jede Kultureinrichtung üppig bezahlte Marketingleute, ohne dass man von deren Wirken etwas spürt?« Die Apparate könnten verschlankt werden, ohne Abstriche an der Kunst.

Durch die Art der Debatte blieb der

se also nicht Herr Bonew, der müsse nun nur den Mangel verwalten.

Auf die Frage beim Hinausgehen an einen ehemaligen Stadtrat, warum die LINKE der Bonew-Wahl widerstanden hätte, der habe doch ganz vernünftig argumentiert, meinte der Insider: »Heute hat er auch eine Menge Kreide gefressen. Sonst ist er nicht so milde.«

• Tobias Bischoff

Leipzigs Schulden

- Die Schulden der Stadt betragen derzeit 780 Millionen Euro
- Dafür müssen allein 32 Millionen Euro Zinsen jährlich bezahlt werden
- Zusammen mit der Tilgung schafft die Stadt täglich den Wert eines Einfamilienhauses auf die Bank
- Das macht jährlich ein Zentralstadion

(Aus den Zahlen von Finanzbürgermeister Bonew)

Notizen aus dem Stadtrat

● »Klinke« erhält Chance

Der Antrag der Stadträtinnen und Stadträte, Dr. Lauter, Pellmann, Schlegel (DIE LINKE), Bär (SPD) und Kern (CDU) zum Erhalt der Wohngebietsgaststätte »Die Klinke« in Grünau wurde mit großer Mehrheit beschlossen. Stadtverwaltung und Quartiersmanagement sowie der Betreiber suchen intensiv nach einem Ausweichobjekt. Beste Chancen werden einer Nachnutzung des Flachbaus, der bisher vom Jugendprojekt »Theatrium« genutzt wurde, eingeräumt.

● Anträge

Der Stadtrat beschloss mit Mehrheit, dass künftig die Horte von Gemeinschaftsschulen in einem gemeinsamen Gebäude untergebracht werden. Auf der »Alten Messe« wird geprüft, die ehemalige Halle 15 bei entsprechender Förderung zu einem Sportpalast und als

Heimstadt für Ballsport umzubauen.

In der Johannisallee / Höhe Liebigstraße soll eine sicherer Übergang geschaffen werden, damit auch die Kinder der Kita »Miniuniversum« sicher in den Botanischen Garten und den Friedenspark gelangen.

● Verwaltung antwortet

Anfragen von Fraktionen und Stadträte ergaben, dass ein erster Bericht zur Umsetzung des Konzepts »Autoarme Innenstadt« bis zum Frühjahr 2011 vorliegt.

● Wochenmarkt bleibt

Entgegen den Befürchtungen von Händlern bleiben die etablierten und über Leipzig hinaus bekannten Wochenmärkte auch zukünftig auf repräsentativen Plätzen im Stadtzentrum wie dem Markt. erhalten. Anlass waren Diskussionen interessierter Investoren, mit

dem Bau einer neuen Markthalle die Wochenmärkte auf das Areal des Leuschnerplatzes zu verlegen.

● OBM bei Verkehrsminister

Gemeinsam mit Kommunal- und Landespolitikern engagierte sich Burkhard Jung bei Bundesverkehrsminister Ramsauer persönlich, damit Leipzig und Halle als Herz der Mitteldeutschen Region von Intercity-Zügen auch künftig direkt angefahren werden.

● Konzept »Leipziger Westen«

Nach intensiver Beratung beschloss der Stadtrat die Präzisierung des »Konzeptionellen Stadtteilplanes Leipziger Westen.« Zu den bisherigen Stadtarealen in Leutzsch und Lindenau kommen noch das Gewerbegebiet und das Gebiet um den Bahnhof Plagwitz hinzu. Schwerpunkt bleibt dabei der Erhalt und die Neuan siedlung von Arbeitsplätzen.

Ehre ... nur wem Ehre gebührt!

Prof. Dr. Karl Binding wird die mit Beschluss des Stadtrates am 29. Juli 1909 verliehene Ehrenbürgerschaft der Stadt Leipzig aberkannt

Zum Hintergrund

Entgegen dem bisherigen Kenntnisstand wurde die Ehrenbürgerschaft Karl Bindings nicht im Jahr 1913 verliehen, sondern schon 1909. Die Verleihungsgründe sind weder in Bindings Emeritierung noch in seiner fachlichen Reputation begründet, sondern liegen einzig und allein in seiner Funktion als Rektor im Jubiläumsjahr 1909 und wurden ihm in Vertretung der Universität, anlässlich des 500-jährigen Jubiläums, verliehen.

Zur Person

Karl Lorenz Binding wurde am 4. Juni 1841 in Frankfurt am Main in eine Juristenfamilie geboren. Er war Strafrechtler, Rechtstheoretiker, Verfassungsrechtler und Rechtshistoriker. 1860 bis 1863 studierte Binding Geschichte und Rechtswissenschaften in Göttingen, wo er 1863 promovierte. 1864 habilitierte er in Heidelberg. 1865 war er Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht und Staatsrecht in Basel, 1870 in Freiburg im Breisgau, 1872 in Straßburg. 1873 wurde er an die Universität Leipzig berufen, an der er bis 1913 tätig war. Seine Veröffentlichungen sind außerordentlich zahlreich. Am einflussreichsten wurde die Monographie »Die Normen und ihre Übertretung«. Dieses Buch entfaltete ab 1872 in vier Bänden und zahlreichen Auflagen »Bindings Normentheorie«. Binding wurde zum Mittel-

punkt einer strafrechtlichen Schulrichtung, die bis heute »klassische Schule des Strafrechts« genannt wird. Binding amtierte als Richter am Landgericht Leipzig und war 1892/1893 sowie 1908/1909 Rektor der Universität Leipzig. In dieser Funktion wurde er von der Stadt Leipzig zum Ehrenbürger ernannt. Karl Binding starb am 7. April 1920 in Freiburg.

Zur Aberkennung

Die Aberkennung der Ehrenbürgerschaft ist durch die Beteiligung Karl Bindings an der postum im Jahre 1920 – gemeinsam mit dem Psychiater Alfred Hoche – erschienenen Schrift »Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form« begründet. Es ist die erste Schrift, in welcher der Begriff »unwertes Leben« mit dem Vorschlag der »Freigabe der Vernichtung« verbunden wird. Beide Autoren rücken dabei den ökonomischen Aspekt der »Euthanasie« in den Mittelpunkt und verbinden eine Rhetorik des Mitleids mit den Nützlichkeitswägungen der Gesellschaft.

Binding entwickelt dabei anhand der von ihm begründeten juristischen Normentheorie ein Argumentationsmuster, das mit einigen extremen Annahmen erlaubt, kranke und beeinträchtigte Menschen straflos zu töten, indem er eine Trennung von Gesetz und Norm vornimmt und damit die »Freigabe der

Vernichtung lebensunwerten Lebens« juristisch möglich macht. Da Karl Binding 1920 schon verstorben war, kann er mit den Verbrechen zwischen 1933 und 1945 nicht direkt in Verbindung gebracht werden. Bei der Entscheidung zur Aberkennung muss aber der Fakt, dass die Schrift als Grundlage für die massenhafte »Vernichtung« behinderter Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus herangezogen wurde, berücksichtigt werden. Vor diesem Hintergrund bleibt die Tatsache bestehen, dass Karl Binding als führender Rechtsgelehrter seiner Zeit mit der Beteiligung an der Schrift Grenzen überschritten hat.

Karl Binding repräsentiert damit eine fachlich hochstehende, inhumane Jurisprudenz, die sich keine Grenzen setzt und die möglichen Folgen dieses Handelns in die öffentlich gemachte Überlegung – es wird zur Tötung von als »Ballastexistenzen« bezeichnete hilfebedürftigen wehrlosen Menschen aufgefördert! – nicht einbezieht.

Rechtliche, sittliche und religiöse Bedenken sprechen deshalb gegen die Aufrechterhaltung der Ehrenbürgerschaft Karl Bindings. Die Aberkennung der Ehrenbürgerwürde Karl Bindings richtet sich nicht gegen die Universität Leipzig, die in der Begründung des Stadtrats von 1909 als eigentlicher Träger der Ehrenbürgerwürde genannt wird.

(LN nach Unterlagen des Stadtrates)

§ Brettern mit Whisky

Bei der Suche nach einem interessanten Strafverfahren fiel mir in der jüngsten Zeit eine recht beunruhigende Häufung von Verkehrsdelikten auf. Darunter auch mehrmals fahrlässige Trunkenheit im Straßenverkehr, womit nun nicht zu spaßen ist.

Deswegen angeklagt ist Uwe Peter W., geboren 1965, Aufzugsmonteur, geschieden. Am 22. Oktober 2009 wurde er mit 0,85 Promille im Wortsinn aus dem Verkehr gezogen. In den Augen eines Zeugen, überdies ein Rechtsanwalt, sah das so aus: Gegen 9.00 Uhr sah er auf der Autobahn A 38 kurz vor Leipzig im Rückspiegel einen BMW-Cabrio, der auf der Überholspur mit sehr hoher Geschwindigkeit plötzlich ins Schleudern kam und mit beiden Fahrzeugseiten die Leitplanke touchierte. Im Weiteren schoss der BMW zwischen drei PKW in Richtung Standspur, wo er kurz hielt, um dann mit Höchstgeschwindigkeit weiter zu rasen. Der pflichtbewusste Zeuge meldete per Handy den Vorfall umgehend der Polizei. Kurze Zeit später stieß eine Polizeistreife eher zufällig auf einem Feldweg in der Nähe der Autobahnabfahrt Kleinpöna auf selbigen BMW samt Fahrer, der in wenigen Metern Entfernung hektisch telefonierte. Die beiden Polizisten rochen Alkohol. Bei drei Alkomat-Kontrollen stellte sich W. nach Ansicht der Streife absichtlich ungeschickt an. Daraufhin machte wenig später ein Arzt eine Blutprobe, die obige 0,85 Promille ergab. Während sich W. anfänglich kooperativ zeigte und angab, wegen einer Beziehungskrise stark unter Stress zu stehen, verweigerte er nach telefonischer Konsultation mit seinem Anwalt jegliche Aussage. Dabei blieb der Mann, der BMW offenbar als »Brettern mit Whisky« oder wahlweise Wodka übersetzt auch bei Gericht. Er verließ sich vollkommen auf seinen Anwalt und mit dieser fragwürdigen Taktik war er ein weiteres Mal vom Glück verlassen. Entgegen den überzeugenden Aussagen des erstgenannten Augenzeugen und den beiden Polizisten sowie eines Sachverständigen plädierte der Anwalt kurioserweise auf Freispruch »mangels Beweisen«.

Der Sachverständige legte dar, dass bei 0,85 Promille eine »deutliche Leistungsminderung sowie verzögerte Reaktionsfähigkeit mit einer Steigerung des Selbstbewusstseins einhergehen, die zu einer enthemmten Fahrweise führen.«

Der Staatsanwalt forderte 45 Tagessätze zu 30 Euro sowie Fahrerlaubnisentzug für vier Monate. Weil W. sich in keiner Weise einsichtig zeigte, erhöhte der Richter, den ich bislang als sehr gewissenhaft kennen gelernt habe, die Zahl der Tagessätze auf 55. Auch eine noch so unglückliche Liebe rechtfertigt nicht, mit dem eigenen und geschweige dem Leben anderer derart fahrlässig umzugehen.

FRANZ HASE

LN: Angesichts des aktuellen Zustandes des Naturkundemuseums kann der Eindruck entstehen, es sei das fünfte Rad am Wagen in der Leipziger Museumslandschaft.

Dabei ist der Wert des Museums als Bildungs-, Ausstellungs- und Sammlungszentrum völlig unstrittig. Gerade angesichts der wachsenden Herausforderungen im Umgang mit unseren Ressourcen, wie er sich aktuell am Golf von Mexiko in unverantwort-

Naturkundemuseum: Fünftes Rad am Wagen?

licher Weise aber auch in der Debatte um die hiesige Umweltzone zeigt, ist eine Stätte der kulturellen Bildung im Bereich Natur, Umwelt und Klima zwingend erforderlich.

Perspektivisch muss diese auch

zeitgemäßen Ausstellungskonzepten und Bildungsansätzen entsprechen. Dieses Ziel ist nicht zu erreichen, ohne dass ein größerer Geldbetrag investiert wird. Eine solche Anstrengung erfordert die Bereitschaft aller Fraktionen, im Leipziger Rathaus in den Dialog zu treten und gemeinsam dafür zu streiten, dass Leipzigs Naturkundemuseum wieder ein würdiger und ansprechender Kultur- und Bildungsort werden kann.



Im vergangenen Monat hatten wir oft Grund zum Nachdenken: 62 Jahre Israel – ja, trotz aller derzeitigen Probleme im Nahen Osten, muss daran erinnert werden, wie wenige Menschen diesem Staat, nach seiner Gründung und Aner-

kennung durch die UNO, überhaupt eine Überlebenschance gegeben haben. Und nun sind es bereits 62 Jahre.

Und der nächste Grund. Das »Ariorowitschhaus« besteht seit einem Jahr. Gut, es gibt da schon noch das eine oder andere Problem, schließlich stecken wir ja noch in den Kinderschuhen und welches Kind ist schon vollkommen.

Ein Jahr – wir sind mächtig stolz auf das, was da alles passiert ist.

Aus dem Kulturleben Leipzigs sind wir nicht mehr wegzudenken. Unsere Konzerte weisen ein beachtliches Potential auf, die Tanzgruppe kann sich sehen lassen (sie wurde kürzlich Deutscher Meister) und so manches Projekt, das die Nachbarschaft mit einbezog, wurde auch verwirklicht. Besonders gern erinnere ich mich dabei an »Fiedler auf dem Dach«, das von Kindern der Gemeinde und der benachbarten Schule gemeinsam gestaltet wurde. Nachbarschaft, da muss unbedingt noch der gute Kontakt

zum Bürgerverein »Waldstraßenviertel« genannt werden. Ohne ihn wäre so manches nicht möglich gewesen. Dass wir gute Nachbarn sind, werden Sie auch beim traditionellen »Funkenburgfest« am 19. Juni sehen und erleben.

Noch etwas gefällt mir: das »Ariorowitschhaus« ist auch ein Ort des Feierns geworden. Nicht nur, dass nach Jahrzehnten der Abstinenz wieder jüdische Hochzeiten in Leipzig stattfinden und in unserem Haus gefeiert werden, auch nichtjüdische Bürger nutzen das Haus für ihre Feierlichkeiten, z.B. für runde Geburtstage. Vielleicht sind Sie ja der Nächste?

Schalom
Ihre Annette Boenheim

Informationen finden Sie auf
www.ariowitschhaus.de
Ihre Anregungen und Fragen über:
ariowitschhaus@yahoo.de

Einer von ihnen

Horst Köhler und das Wolkenschiff Bundesrepublik Deutschland

von Helge-Heinz Heinker

Am 31. Mai 2010 um vierzehn Uhr vier wurde der innere Zustand der Bundesrepublik Deutschland schlagartig offengelegt. Das ist die Hauptsache.

Horst Köhler trat vom Amt des Bundespräsidenten zurück. Das ist die Nebensache.

Die Inszenierung war peinlich – erkennbar daran, dass keiner der anwesenden Medienprofis auf die Idee kam, eventuell noch eine Frage zu dem Vorgang zu stellen. Der Rücktritt verrann in Äußerlichkeiten. Fehlte nur noch, dass Horst, der Gnatzige, vor der Fahnenflucht mit dem Fuß aufgestampft hätte; davon hätte die wissbegierige Öffentlichkeit sicherlich erfahren.

Stimmen der »Betroffenheit« wurden in den folgenden Stunden in Massen eingesammelt. Dem »im Volke beliebten Bundespräsidenten« flocht seine politische Sippe mehr oder weniger gelungene Kränze. Doch nur einer kam ohne Umschweife auf den Punkt: Michael Rogowski, früherer Chef des allmächtigen und auf Klartext getrimmten Bundesverbandes der deutschen Industrie, donierte drei Stunden nach Köhlers plötzlichem Tauchgang im Deutschlandfunk los, dass die Art des Abgangs nicht professionell war und nicht zum höchsten Amt im Staate passt.

Da sprach einer aus der Wirtschaft über einen aus der Wirtschaft. Man kann auch sagen: Einer, der Clausewitz heranzieht, um profitable Geschäfte einzufädeln, urteilt über einen, der ebenso aggressiv gestrickt ist, aber das erwünschte Maskenspiel zur Groteske verkommen ließ. Er gab den Horst und sollte doch der ungestüm vorwärts weisende Wellenteiler sein. So nahm das Trauerspiel seinen Lauf. Es wäre vielleicht als konzertierte Aktion mit einer starken Bundesregierung nicht weiter aufgefallen und in wirtschaftlich-sozial ruhigen Zeiten sowieso nicht, aber mitten in der Krise und im konzeptionslos taumelnden offiziellen Berlin stand da einfach eine komische Plaudertsche zuviel auf der Kommandobrücke.

Was wurde der deutschen Öffentlichkeit über »ihren Horst« von den wieder bebilderten Leitmedien immer wieder suggeriert? Vor allem, dass er freundlich lächelt, schmückten die Sachwalter des täglichen medialen Flachsins so lange aus, bis die Allermeisten diese unheimlich wichtige Charaktereigenschaft des Präsidenten der drittgrößten Wirtschaftsmacht dieser Erde tief verinnerlicht hatten. Dabei war das Mantra vom schalkhaften

Lächeln des ersten Mannes im Staate ungefähr so wichtig wie die Nachricht von der Jogurtsorte, die Klitschko präferiert, bevor er zur Titelverteidigung in den Ring klettert.

Keine Frage, es gehört schon eine gehörige Portion Schauspielkunst dazu, so drollig aufzutreten, wie Horst Köhler es mit Vorliebe tat. Schlimm genug, wenn das alles ist, was die Nation von ihrem ersten Präsidenten im ach so neuen 21. Jahrhundert in Erinnerung behält.

Worauf es wirklich ankommt, ist der ganze Horst. Menschen aus dem Osten ist dieser tief lotende biografische Maßstab, der einige Jahre zurückblickt, recht geläufig.

April 1989: Der schwer angeschlagene und in der eigenen Partei bedrängte Bundeskanzler Kohl baut seine Regierung um. Theo Waigel erklimmt den bayerischen Einflussposten im Bund und wird Finanzminister. Als Staatssekretär wählt er Horst Köhler. Dass beide gute Freunde sind, versichern sie sich – auch öffentlich – immer wieder.

Köhler ist Finanzfachmann. Milliarden bewegt er methodisch und mit den Wünschen der Konzernwelt im Hinterkopf, darüber muss er nicht viel reden. Es ist die klassische Arbeitsteilung zwischen Minister und Staatssekretär. Der erste Mann »im Hause« ist Verkäufer der Politik und eifertüchtiger Sachwalter des eigenen Ressorts, der Staatssekretär mit seinem stillen Profi-Stab erledigt die wirklich wichtige Arbeit, schreibt Vorlagen, entwickelt Konzepte und verfasst Vermerke, von denen die Öffentlichkeit in der Regel nie etwas erfährt.

März 1990: Die bipolare Welt ist in Auflösung. Die DDR führt hilflose Rückzugsechte und stellt sich Schritt für Schritt, quer durch alle politischen Lager, auf die deutsche Einheit ein. Was aus der Wirtschaft und dem Volkseigentum wird, das in vier Jahrzehnten akkumuliert wurde, ist die zentrale Frage, auch wenn von interessierter Seite gern medial hochgewuchtet wird, wie bedeutsam die abweichende Rechtslage bezüglich Bienvölkern und Angelgewässern in den beiden deutschen Staaten doch sei.

Dreh- und Angelpunkt – besonders nach dem Ausgang der Volkskammerwahl am 18. März 1990 – ist die Idee einer Treuhandanstalt für das volkseigene Vermögen der DDR. Längs ist die Hoheit über die Konzepte nach Bonn gewandert, wenngleich der schöne Schein Ost-Berliner Souveränität fleißig gepflegt wird. Damit kommt das Bundesministerium der

Finanzen ins Spiel. Die Treuhandanstalt, die es seit dem 1. März 1990 gibt und die mit dem Treuhandgesetz vom 17. Juni 1990 auf Turbo-Privatisierung justiert ist, wird im Zuge der deutschen Vereinigung dem Bundesfinanzministerium und nicht dem Wirtschaftsministerium unterstellt.

Köhler ist der Mann der Stunde. Er führt als Staatssekretär die Rechts- und Fachaufsicht über die Treuhand, so lange es sie gibt. Er segnet die Milliarden ab, die für die heiß umkämpfte ostdeutsche Privatisierung, für die gut dotierten Posten der 5000-Mann-Behörde und für die Kamarilla der »Berater« gebraucht werden. Der spätere Bundespräsident ist der ministerielle Lenker der Treuhandarbeit, die er als Ökonom, als die Arbeit getan war, endlich wahrheitsgemäß als »politische Veranstaltung« klassifizieren wird.

Besuchte Köhler also später als Bundespräsident die »neuen« Länder, weilte er in Regionen, die mit ihrer industriellen Enthaftung Spuren seines Tuns tragen. Zweifellos sind die Fassaden der sanierten Gebäude hübsch gelungen, und Horst Köhler lächelt. Im kleinen Kreis gab er sich hingegen lustvoll als der harte Hund, der er eigentlich ist, und zeigte unverhohlenen Treuhand-Stolz und Verachtung für die »marode Ost-Wirtschaft.«

Zwischen dem schmucklosen Hochbunker des Finanzministeriums am Rhein und Schloss Bellevue an der Spree lag für ihn eine Karrierestation am Potomac. In Washington lenkte er die Geschicke des Internationalen Währungsfonds, erkor Afrika zu seinem öffentlichkeitswirksamen Lieblingsthema und führte den IWF zugleich so strikt neoliberal, dass insbesondere die Entwicklungsländer nichts mehr zu lachen hatten. In Köhlers Amtszeit beim IWF fallen die wichtigsten, global spürbaren Entscheidungen zur Entfesselung der so genannten Finanzmärkte, die im Kern nichts anderes als die Entfesselung ihrer besonders habgierigen und besonders rücksichtslosen und kaltschnäuzigen Protagonisten ist. Wieder eine Prüfung auf Verwertungs-Tauglichkeit, die Horst Köhler mit Bravour bestand.

Angela Merkel holte in aufwallender Zuneigung zum oberliberalen Guido Westerwelle im Jahr 2004 Horst Köhler nach Berlin, auf dass die Bundesversammlung ihn zum Bundespräsidenten wähle. Köhler war nicht der angeblich weithin unbekannte Mann aus der Wirtschaft, Insidern war er bekannt. Köhler

hätte viel Staatstragendes zur Wirtschaft sagen können – nicht mit der eisigen Schneidigkeit des anderen Weltökonom Helmut Schmidt, sondern in homöopathischen Dosen für ein Land das sich anschiekt, »wieder wer zu sein« in der Welt.

Mag sein, dass die abgebrühte Führungsriege in Paris, London und Washington sich wundert, über welche öffentlichen Äußerungen ein deutscher Bundespräsident stolpern kann, für das Wolkenschiff der Berliner Politik war Köhler eindeutig zu schwatzhaft. Zwar sagte Köhler in seinem verhängnisvollen Radio-Interview hinsichtlich der militärischen Sicherung der Rohstoffquellen und Transportmagistralen nichts anderes, als im Weißbuch der Bundeswehr steht, doch wer liest in der deutschen Öffentlichkeit schon die Strategie-Fibel der Streitkräfte?

Auf Wunsch der selbst ernannten politischen Eliten hätte Köhler lieber die Märchenstunde vom demokratischen Aufbau in Afghanistan bis in alle Ewigkeit verlängern und den Einsatz der deutschen Armee auf mittlerweile drei Kontinenten – und zwar mit schwammigem bis zweifelhaftem Mandat – gutheißen sollen, doch das kapierte »der Horst« offensichtlich nicht.

Stattdessen schwadronierte er öffentlich gern so ungehemmt, wie es Wirtschaftsleute im kleinen Kreis zu vorge-rückter Stunde hemmungslos tun.

Mitleid mit diesem treuen Diener der Finanzhaie ist unangebracht. Er war doch einer von ihnen und hätte gewarnt sein müssen, als sie ihm keine Äußerung so schwer übelnahmen wie die unverhofft aufwallende Kritik an den »Monstern« der Finanzwelt, die er doch selber willfährig mit losgelassen hatte. Mit schwindender Autorität versuchte er zu erklären, wo es nichts mehr zu erklären gab. Deshalb muss sich niemand über den 31. Mai 2010, 14.04 Uhr, Schloss Bellevue – was für ein Name! – wundern.

Wirklich wichtig ist die Frage, wann die politische Führungsriege in Berlin bereit ist, dem Volk reinen Wein hinsichtlich der Wohlfühl-Behandlung der »Finanzmärkte«, der schreienden sozialen Schieflage und der ganzen Tragweite der Kriegensätze einzuschenken. Wer stattdessen hofft, mit gefühligen Ablenk-Themen wie Lena oder Fußball-WM ließen sich 80 Millionen Menschen auf Dauer ruhigstellen, irrt schon wieder. Die Macht in der Mitte Europas wird für alle Nachbarn langsam unheimlich, weil sie weit reichen Interessen verfolgt und nicht bereit ist, deutlich darüber zu sprechen. Vor zwanzig Jahren hieß es, Deutschland werde bescheiden aus der Einheit hervorgehen. Das ist lange her, und Horst Köhler hat in dieser Frage eine Verwirr-Posse sondergleichen aufgeführt. So viel Eigensinn ließen ihm die wahren Polit-Elfenanten nicht durchgehen.

Podiumsdiskussion – 20 Jahre Währungsunion

War die DDR pleite oder geht die BRD bankrott?

Das Ostdeutsche Kuratorium von Verbänden e.V. und Mitgliedsverbände in Sachsen veranstalten im Zusammenwirken mit dem Verlag edition ost, der Tageszeitung »junge Welt« und unterstützt durch die DIE LINKE. Stadtverband Leipzig

am Samstag, den 3. Juli von 10.00 bis 13.30 Uhr in der Handelsbörse am Leipziger Naschmarkt

Einführungsvorträge: Prof. Jörg Rösler »Die Wirtschafts- und Währungsunion. Grundlage des Ruins der DDR-Wirtschaft«
Dr. Klaus Blessing »War die DDR pleite, oder geht die BRD bankrott?«

Diskussion: Dr. Gerhard Beil / Prof. Rudolf Hickel / Dr. Barbara Höll / Prof. Ekkehard Lieberam

Als Archie wieder einmal mit Atem- und Luftnot im östlichen Hospital am Rande der Stadt lag, wurden ständig die Zimmer gewechselt und er hatte oft neue Gesprächspartner, meist ältere Herren zwischen 70 und 80, die oft mit ihrem Dasein grollten und alle sozusagen ihren letzten Senf zum Restleben dazu geben wollten. Ihr Senf, den sie z. B. zum Afghanistan-Krieg der BRD dazu gaben, war scharf und ätzend.

Wenn nun schon 70 Prozent der Bevölkerung diesen Krieg ablehnen – warum sollte es in deutschen Krankenzimmern anders sein? »Nicht das Volk, sondern eine Mehrheit im Bundestag will diesen unsinnigen Krieg«, – ließ sich ein älterer, aber noch kräftiger Mann aus seinem Bett vernehmen, der kaum noch Luft bekam, – mit Argumenten, die mir die letzte Luft nehmen.

Wer ist an Afghanistan nicht schon alles kläglich gescheitert. Und mit welchen Absichten? »Wenn's um Afghanistan geht, brennt die Luft bei den alten Knaben«, – sagte ein junger Assistenzarzt – als ob sie nicht schon mit ihrer Krankheit genug zu tun hätten.

Archie konnte nicht umhin zu erwidern: »Das ist ja auch kein Wunder, denn manche von ihnen haben zwei Weltkriege erlebt, mit Tod und Teufel, Zerstörung von Haus und Hof, Verlust der Heimat und der Angehörigen. Auch hier und heute sind wieder alle Zutaten vorhanden für einen neuen Weltkrieg.«

»Recht hat er«, – pflichtete ein betagter, aber rüstiger Geschichtsprofessor der DDR bei. Und dabei sieht er noch aus wie »Artur, der Engel« von der Schutzengel-Brigade aus der damaligen Serie des Ungarischen Fernsehens, besonders in seinem Krankenhaushemdchen. Es fehlt nur noch der Regenschirm.

Aber ich heiße Archie und eine Schutzengel-Brigade könnte ich gut gebrauchen in der Jetztzeit. Und sogar hier im Krankenhaus. Mir erscheint im Traum manchmal hier und da die Muse-Guste, die Muse der Verseschmiede, die sagt dasselbe wie Sie, lieber Professor, aber hier im Krankenhaus ist sie mir noch nicht erschienen, weil hier der Tod ständig in der Nähe lauert, hinter der

Tür, hinter der Gardine oder auch schon im Bett, genau wie in Afghanistan, bloß nicht mit so viel Höllenlärm verbunden. Auch ist die Klientel des Todes dort eine andere.

In Abwandlung des Reime-Schüttlers Eugen Roth könnte man sagen »Das Krankenhaus, es wirkt von außen trist, – sagt einer, der noch draußen ist. Doch kaum, daß er dann drinnen ist, sieht er, es ist auch innen trist.«

schenmaterial nach Afghanistan kommen allemal. Und im Geiste hört man schon wieder Eugen Roth mit seinen Gereimtheiten über die Medien:

»Die Presse, die oft voller Tücken, macht gern Elefanten aus Mücken. Noch lieber verfährt sie umgekehrt, gilt's Wahrheit zu unterdrücken.« Das schrieb der satirische Spötter Eugen Roth vor über 70 Jahren. Kaum zu glauben! Viele Zeitungen sollten sich schämen, ihre

folgt, mit welcher Unverfrorenheit die Banker in der BRD die Politiker über den Tisch ziehen. Es gibt sogar Medien, die das genüsslich zelebrieren, ohne dass sich an den Tatsachen etwas ändert«.

Inzwischen kamen die lieben Krankenschwestern ins Zimmer und unterbrachen den politischen Disput der alten kranken Männer. »Politik, meine Herren, ist nicht gut für Ihre Gesundheit«, tönte die Oberschwester.

»Aber keine Politik ist noch weniger gesund«, hielt Archie dagegen. »Darf ich Ihnen etwas erzählen, während Sie mich verarzten«, fragte er.

»Bitte sehr.«

»Wäre die Menschheit ein Dorf mit hundert Menschen, sähe die Verteilung folgendermaßen aus, 52 Personen wären weiblich, 48 männlich, 57 asiatisch, 21 europäisch, 14 amerikanisch, 8 afrikanisch. 70 von diesen 100 Menschen wären Nicht-Weiße, 70 wären Nicht-Christen. Ein einziger Mann besäße 40 Prozent des Dorfvermögens, 80 von diesen 100 Menschen lebten in Nissenhütten, 50 von ihnen wären ohne ausreichende Ernährung. Die meisten wären also weiblich, arm und hätten nicht genug zu essen, wussten Sie das, Schwester? Das ist auch Politik!«

Die Schwester sagte: »Ich muss für mein kleines Gehalt ganz schön hart schuften.«

Der Professor kam Archie zu Hilfe und entgegnete: »Es ging Archie wohl um die Ursachen für Kriege, unter anderem. Die herrschende Klasse der Finanzindustrie ist zu 95 Prozent männlich, die mit der Wirtschaftskrise den größten Bankraub der Geschichte organisiert hat. Der Krieg als Quelle der Einnahmen ist eine Möglichkeit für mafiöse Männerbanden...«

Der Professor wurde unterbrochen durch seine Frau, die ihn besuchte und sagte: »Mach die Pferde nicht scheu, das ist doch alles nicht neu.«

Archie ging inzwischen das Gedicht »Lebensabend« von Eugen Roth durch den Kopf: »Die Heilkunst oft für die Katz' ist, weil krasser der Gegensatz ist: Mit Mühe die Alten am Leben zu halten – wenn dann für die Greise kein Platz ist.«

Archie und die alten Männer

Eine Krankengeschichte
von Manfred Hocke

Aber es geht nicht um das Krankenhaus am Rande der Stadt, das den Afghanen wie ein Palast erscheinen würde, sondern um das Gespenst des Krieges, das aus Afghanistan herüber wetterleuchtet und auch Europa bedroht, je länger er dauert und je mehr Europäer dran teilnehmen. Die gut bürgerlichen Zeitungen drücken sich im Allgemeinen um die verbalen Ungereimtheiten der Politiker, mit Ausnahme der Linken, aalglatt herum, besonders die Frommen, und diese fordern am lautesten unbenommen. Es sollte mehr Gerät und Men-

Leser in die Irre zu führen, denn es ist kaum zu glauben, dass die gebildeten Chefredakteure wirklich wännen, die Freiheit Deutschlands würde echt am Hindukusch verteidigt. Das glauben doch nicht einmal die oft gescholtenen Hauptschüler in der BRD, weil die vielleicht auf einen gesunden Menschenverstand zurückgreifen können. Hier meldete sich der Professor wieder zu Wort und sagte: »Man sollte den gesunden Menschenverstand nicht zu sehr unterschätzen, obwohl er sich leider in der Politik kaum durchsetzt, wenn man ver-

Gewalt

Gewalt im Fernsehen,
Gewalt in der Schule,
Gewalt auf der Straße.
Die Gesetze werden verschärft,
die Ursachen verdrängt,
die gesellschaftlichen Widersprüche
verschärfen sich.



Karikatur;
Kostas Koufogiorgos

Wolfgang Bittner in »Minima Politika«, Horlemann-Verlag

Verspielt oder nicht gewollt – mal personale, mal sachliche Zwänge

LN: Zu den Kandidaturen für das Amt des Bundespräsidenten erklärt der Fraktionsvorsitzende der LINKEN im Sächsischen Landtag, Dr. André Hahn:

»CDU/CSU und FDP haben es ebenso wie SPD und Grüne nicht vermocht, einen partei- und lagerübergreifend wählbaren Kandidaten zu präsentieren. Ich halte das für eine leichtfertig vertane Chance.

Was die derzeitigen Koalitionsfraktionen anbelangt, so haben sie sich für einen zwar freundlichen, aber eher farblosen Parteifunktionär entschieden, von dem kaum Impulse für die Entwicklung unseres Landes ausgehen werden.

Am Ende konnte sich Angela Merkel nicht mal mit ihrem ursprünglichen Personalvorschlag Ursula von der Leyen durchsetzen. Mit der ersten Frau im höchsten Staatsamt hätte die Union zumindest ein Zeichen setzen können.

SPD und Grüne forderten von der Kanzlerin zunächst vehement einen überparteilichen Kandidatenvorschlag ein, kündigten anderenfalls einen Alternativkandidaten der Opposition an, um dann, ohne jede Rücksprache mit der LINKEN, mit Joachim Gauck

eine Persönlichkeit zu präsentieren, bei der beiden Parteien klar sein musste, dass sie für uns aus verschiedenen Gründen nicht wählbar ist. Ohne die Stimmen der LINKEN jedoch hat ein Gegenkandidat zum Koalitionsvorschlag in der Bundesversammlung keinerlei Aussicht auf Erfolg.

Joachim Gauck steht vor allem für eine sehr einseitige Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und nicht für Zukünftiges. Nach allem, was bislang bekannt geworden ist, waren bei SPD und Grünen auch Persönlichkeiten als mögliche Kandidaten im Gespräch, die von der LINKEN hätten mitgetragen werden können. Leider hat man die Verständigung nicht gesucht.«

Zu jüngsten Äußerungen der grünen Fraktionschefin Antje Hermenau sagt André Hahn:

»Ja, DIE LINKE will Schwarz-Gelb auch in Sachsen ablösen, denn unser Land hat eine gerechtere und zukunftsorientierte Politik verdient. Frau Hermenau hat sich bis heute noch nicht wirklich entschieden, ob sie gemeinsam mit Rot-Rot die neoliberale Politik beenden oder vielleicht doch zusammen mit Herrn Tillich in Richtung Jamaika segeln will.«

»Bäume schützen« mit Freigabe der Säge – ein durchgepeitschtes »Baum-ab-Gesetz«

LN: Zu dem von der CDU/ FDP-Koalition im Umweltausschuss beschlossenen Gesetz sagt die Sprecherin für Umweltpolitik der LINKEN im Sächsischen Landtag Dr. Jana Pinka:

Jede Hütte in der Landschaft kann, nun zukünftig als Vorwand dienen, auf dem jeweiligen »Grundstück« flächendeckend umzusägen, was weniger als 32 cm Stammdurchmesser hat, und was – und zwar unabhängig vom Stammumfang – ein Obstbaum, Nadelgehölz, Pappel oder Weide ist. Säge frei auch gegen geschützte Arten. Durch die ausdrückliche Aufnahme auch »abgestorbener Bäume« kann in der vorliegenden Fassung des »Baum-ab-Gesetzes« der Koalition leicht der Eindruck entstehen, dass hier die Säge ohne weiteres freigegeben ist. Das aber entspricht nicht der Gesetzeslage und führt die Bürger in Rechtsunsicherheiten. Insbesondere die artenschutzfachliche Prüfung von abgestorbenen Bäumen scheint weiterhin dringend erforderlich. So lebt beispielsweise der Eremit, eine prioritäre Käferart nach der europäischen Naturschutz-FFH-Richtlinie, nur in abgestorbenen Bäumen.

Zukünftig werden zahlreiche Bäume fallen, dabei entstehen für die Bürger und Bürgerinnen nicht zu überblickende

Rechtsunsicherheiten. Die Möglichkeiten zum Baumschutz durch die Kommunen werden durch den Gesetzentwurf nicht verbessert. Ausweislich der Gesetzesbegründung ist für die Gemeinden ausschließlich die weitere »Verschlechterung« des Schutzes möglich. Das bedeutet, was das Gesetz einmal aus dem Schutz genommen hat, kann die Kommunen nicht wieder unter Schutz stellen. Den »Behörden Beine machen« – damit begründet die Koalition die Verknappung der Bearbeitungszeit zur Erteilung von kostenfreien (!) Fällgenehmigungen auf nur drei Wochen. Den Gemeinden ist nur zu raten, sich vom Antragsteller umfangreiche Gutachten Dritter vorlegen zu lassen, um in der zur Verfügung stehenden Zeit überhaupt ein rechtssicheres Urteil fällen zu können. Lagen die Kosten für die Antragsteller bisher bei etwa 10 bis 20 Euro, werden sie mit der Einholung eines Gutachtens nun um ein Vielfaches steigen. Somit ist die vorgebliche Kostenfreiheit ein vergiftetes Geschenk.

Als wir gemeinsam mit den Grünen und der SPD eine Anhörung beantragten, ist uns »politischer Klamauk« vorgeworfen worden. Der nun im Ausschuss vorliegende Antrag war aus unserer Sicht nicht verbesserungsfähig und wir konnten ihn nur ablehnen.

15. Mai

Leipzig: In der Leipziger Fußball-Bezirksklasse hat es erneut Krawalle nach einem Spiel von »Roter Stern« gegeben. In Schildau waren nach der Partie Schildauer Fans auf die Polizei losgegangen. Zwei Beamte wurden verletzt, neun Randalierer wurden festgenommen. Fans von »Roter Stern« waren an den Angriffen nicht beteiligt.

16. Mai

Dresden: Das 40. Internationale Dixielandfestival ging mit einer großen Parade bunter Wagen und der Session an der Elbe zu Ende. Insgesamt gab es 300 Stunden Jazz mit 42 Bands und Solisten aus 12 Ländern. Ein Höhepunkt war unter anderem die Riverboat-Shuffle auf der Elbe, bei der historische Raddampfer mit Jazzern elbaufwärts fuhren.

Leipzig: Die Internationale Frachtstation Radefeld und der Flughafen Leipzig/Halle haben sich offenbar zu einem Drehschiff für den Schmuggel mit Anabolika und illegalen Medikamenten entwickelt. Nach Angaben des Zollfahndungsamtes Dresden wurden im vergangenen Jahr 85 Fälle aufgedeckt (2008 nur 14). In Radefeld werden Postsendungen bearbeitet, die auf dem Landweg nach Deutschland gelangen.

19. Mai

Pirna: In der Altstadt von Pirna werden die 14000 Kreuze zum Gedenken an die Opfer der Euthanasie-Morde während der NS-Diktatur nachgesprüht. Die Farbe verblasst wegen der Wetterwechsel und muss aufgefrischt werden.

21. Mai

Leipzig: Die Stadt ist Schauplatz des 19. Wave-Gotik-Treffens. Etwa 20000 Anhänger der »Schwarzen Szene« sind zu Gast, unter anderem aus Südafrika, Japan und Israel. Nahezu die Hälfte der Besucher zelten auf dem ehemaligen agra-Messegelände. 200 Künstler gestal-

ten Konzerte und Lesungen.

Schleife: Eine Tiefbohrung in Schleife ergab, dass der Kupfergehalt sowie das Vorkommen an Edelmetallen höher als erwartet sind.

25. Mai

Dresden: Die Dresdner Verkehrsbetriebe nehmen Ende Mai die letzten Tatra-Straßenbahnen außer Betrieb. Am kommenden Sonnabend ist dazu ein Abschiedsfest geplant. Höhepunkt soll ein Fahrzeugkorso über die Augustusbrücke sein. Die in den sechziger Jahren eingeführten Tatrazüge wurden inzwischen durch moderne Niederflurbahnen ersetzt. Nur einige dienen noch als Dienst- oder Museumsfahrzeuge.

Kamenz: Am Wochenende sind die Sieger des sächsischen Informatikwettbewerbes in der Region Bautzen und Görlitz ausgezeichnet worden. Die Preisträger kamen von den Mittelschulen der Region. Insgesamt beteiligten sich in der Oberlausitz 400 Schüler an dem Informatikwettbewerb.

26. Mai

Schirgiswalde: In Schirgiswalde haben Unbekannte eine Telefonzelle gesprengt. Dabei entstand gestern Abend ein Schaden in Höhe von rund 40000 Euro. Welchen Sprengstoff die Täter verwendet haben, ist bisher unklar.

28. Mai

Leipzig: Der Maler Neo Rauch hat dem Museum der bildenden Künste sein großformatiges Gemälde »Unter Feuer« geschenkt. Es ist eins von 60 Bildern in der aktuellen Neo-Rauch-Retrospektive.

SACHSEN-CHRONIK zusammengestellt von Helmut Ulrich

Die Sonderausstellung unter dem Titel »Begleiter« ist ein großer Erfolg für das Museum. In den ersten sechs Wochen kamen bereits über 40000 Besucher.

29. Mai

Hoyerswerda: In der Energiefabrik Knappenrode hatte ein ungewöhnliches Tanzprojekt Premiere. 40 Tänzer unterschiedlichen Alters standen zum Teil das erste Mal auf der Bühne. Sie erzählten ihre Lebensgeschichte mit Hilfe des Tanztheaters. Dazu wurden auch Interviews mit ihnen geführt, die als Videocollage im Hintergrund gezeigt wurden. Der Choreograph Dirk Lienig wollte damit das Lebensgefühl derjenigen vermitteln, die sich zum Bleiben entschieden haben, während viele die Stadt verlassen.

30. Mai

Seiffen: Bürgermeister und Einwohner der Region haben am Wochenende in Seiffen die Unterschriften für eine Massen-Petition an das EU-Parlament ausgezählt. Innerhalb eines Monats wurden exakt 10021 Unterschriften gegen Luftverschmutzung im Erzgebirge gesammelt. Sie sollen in drei Wochen in Brüssel übergeben werden. Anlass für die Aktion ist der »Katzen-dreck-Gestank« aus Tschechien, der seit Jahren für Unmut in der Bevölkerung sorgt.

31. Mai

Chemnitz: Der Aufsichtsrat der Stadtwerke Chemnitz AG hat seine Zustimmung zur Fusion der Stadtwerke mit der Erdgas-Südsachsen GmbH erteilt.

Damit würde der Weg für einen großen Energiedienstleister mit Sitz in Chemnitz frei. Die Entscheidung über einen künftigen Energie-Riesen fällt der Stadtrat Chemnitz Ende Juni.

1. Juni

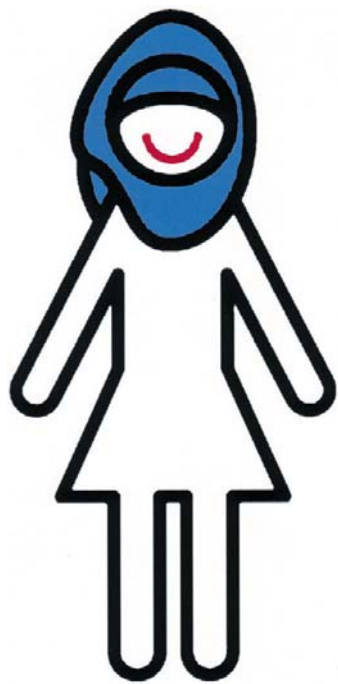
Görlitz: Im Stadtgebiet von Görlitz ist eine gefährliche Giftpflanze, der Gift-Sumach, aufgetaucht. Dabei handelt es sich um einen bis zu einem Meter hohen Strauch bzw. eine Kletterpflanze mit Luftwurzeln. Alle Görlitzer werden daher gebeten, Funde der Pflanze unbedingt zu melden. Der Kontakt des Pflanzensaftes mit den Augen kann zur Erblindung und eine innere Aufnahme sogar zum Tod führen. Im vergangenen Sommer war ein kleiner Bestand des Gift-Sumachs am Felshang des Goldfischteiches gefunden worden.

2. Juni

Hirschfelde: In Hirschfelde ist ein Ehrenhain für Opfer der NS-Zwangsarbeit eingeweiht worden. Seit 2008 haben Schüler die Geschichte des ehemaligen Barackenlagers »Seiferts Höhe« erforscht und im Rahmen eines Projektes das Gelände umgestaltet sowie eine Wanderausstellung geschaffen.

4. Juni

Leipzig: Der Ex-Chef der Kommunalen Wasserwerke Leipzig, Klaus Heining, hat gestanden, dass er bestochen wurde. Er gab zu, dass er von den Chefs des Züricher Finanzdienstleisters Value Partners Associates AG drei Millionen Dollar (2,5 Millionen Euro) angenommen hat. Die Chefs von Value Partners, waren im März im deutsch-schweizerischen Grenzgebiet festgenommen worden. Beide waren zuvor in die USA gereist, um dort mehrere Millionen Euro aus dem Wasserwerke-Geschäft verschwinden zu lassen.



Wer hat Angst vor Kopftuchmädchen?

Eine Konferenz zu Erscheinungsformen der Islamophobie

Eine dreitägige Konferenz in Leipzig vom 28. bis 30. Mai beschäftigte sich mit der nicht nur im deutschen Alltag kontrovers diskutierten obigen Frage. Zu den Organisatoren gehörte auch Simon Zeise, Vorstandsmitglied der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen und Mitglied des Sozialistisch-Demokratischen Studierendenverbandes.

LN zitiert aus einem Interview, das er der »jungen welt« gab.

● Die Konferenz »Erscheinungsformen der Islamophobie« warnt vor einem Generalverdacht. Wie unterscheiden sich Ihrer Meinung nach Islamophobiker von Menschen, die allgemein religionskritisch sind und den Islam davon nicht ausnehmen?

Unserer Meinung nach geht es bei der Islamophobie nicht primär um den Islam. Statt dessen wird eine breite

Bevölkerungsgruppe in rassistischer Form stigmatisiert. Menschen aus Herkunftsländern von Marokko bis Südostasien werden über einen Kamm geschoren. Ebenso völlig unterschiedliche Ausrichtungen des Islam, der ja kein monolithischer Block ist, der vor allem Frauen unterdrückt und erzeaktionär ist. Das könnte man auch als Kulturrassismus bezeichnen.

● Ist das nicht das Grundproblem, dass über Religion geredet wird, wo über Bildungschancen, Arbeit und Soziales gesprochen werden sollte?

Da kann ich nur zustimmen. Der Islam wird hier als Vorwand benutzt, um Migrantinnen und Migranten als integrationsunwillig darzustellen. Siehe Thilo Sarrazin, der mit seinen abfälligen Äußerungen über Familien, die aus seiner Sicht »ständig neue Kopftuchmädchen produzieren«, eines der bekannte-

sten Negativbeispiele geliefert hat.

● Wie beurteilen Sie in diesem Zusammenhang die Islamkonferenzen der Bundesregierung?

Unserer Ansicht nach ist der Islam nicht das Problem. Die Bevölkerung soll für dumm verkauft werden, indem der Krieg in Afghanistan mit der Behauptung legitimiert wird, man wolle dort die Frauen befreien und vor den Taliban beschützen; dabei sterben etliche Menschen, darunter auch Frauen in diesem Krieg, und Frauenhandel ist dort an der Tagesordnung. Um diesen Krieg zu legitimieren, braucht man einen Sündenbock. Nach dem Motto: »Wir, die Aufgeklärten aus dem Abendland, kämpfen gegen die Barbaren.« Das schlägt sich auch innenpolitisch nieder. Dass die BRD dadurch in den Fokus von Terroristen geraten könne, bietet sich als Vorwand an, den Überwachungsstaat auszubauen.

Lateinamerika und die globale Krise des Kapitalismus: Revolution oder nur Populismus?

mit: Prof. Dr. Heinz Dieterich,

seit 1976 Professor an der Universidad Autónoma Metropolitana mit einem Lehrstuhl für Soziologie in Mexiko Stadt, zeitweise informeller Berater des venezolanischen Präsidenten Hugo Chávez

Prof. Dr. Heinz Dieterich, geb. 1943 in Rothenburg (Wümme), studierte Sozialwissenschaften in Frankfurt am Main u. a. bei Theodor W. Adorno und Max Horkheimer. Nach der Promotion in Bremen erhielt er 1976 eine Professur an der Universidad Autónoma Metropolitana mit einem Lehrstuhl für Soziologie in Mexiko Stadt. Dieterich gilt als einer der Protagonisten der neuen »Bremer Schule«, die sich hauptsächlich um eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung im Sinne einer Äquivalenzzökonomie engagiert. Auf dieser Basis entwickelte er das Konzept eines »Sozialismus des 21. Jahrhunderts«, das von zahlreichen linken Politikern Lateinamerikas, so auch von Hugo Chávez, seit 1999 Präsident Venezuelas, aufgegriffen wurde.

Dieterich ist Autor von über 30 Büchern, von denen viele in verschiedenen Sprachen herausgegeben wurden (u. a. Chinesisch, Russisch, Englisch, Deutsch, Spanisch).

Mittwoch, 30. Juni, 18.00 Uhr, RLS - Harkortstraße

»Reclaim the Budget – Staatsfinanzen reformieren«

Buchvorstellung und Diskussion

mit: Dr. Jürgen Leibiger, Dresden

»Der »Donner der Weltgeschichte« – so der berühmte Ökonom Josef Schumpeter – sei nirgendwo so deutlich zu hören wie in der Geschichte der öffentlichen Finanzen.« In seinem soeben im Papyrossa-Verlag Köln erschienenen Buch entwickelt er, ausgehend von einer Darstellung und Kritik der Staatsfinanzen, der Haushalte von Bund, Ländern und Gemeinden sowie der Sozialversicherungen, die Grundrisse einer kritischen Finanzwissenschaft und einer alternativen, sozial-ökologisch orientierten Finanzpolitik.

Donnerstag, 24. Juni, 18.00 Uhr, RLS - Harkortstraße

Abschied und Neubeginn

Dr. Giesela Neuhaus zum 65. Geburtstag



Am 20. Mai beging unsere Vereinsfreundin Giesela Neuhaus ihren 65. Geburtstag. Mit diesem Jubiläum scheidet sie aus ihrer Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Rosa-Luxemburg-Stiftung aus.

Für den Vorstand und viele Mitglieder der Stiftung war dies Anlass, die Jubilarin in ihrer Absicht zu bekräftigen, den beruflichen Abschluss ihrer Tätigkeit nur als Ende eines Abschnitts ihres Engagements für unsere Stiftung zu begreifen.

Giesela Neuhaus gehört zu der Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die im März 1991 den Verein zur Gründung einer Rosa-Luxemburg-Stiftung ins Leben riefen. Sie gehörte dem ersten Vorstand der Stiftung an und wirkte seitdem in verschiedenen Zusammenhängen in und für die Stiftung. Sie hatte wesentlichen Anteil an der Profilierung der Stiftung als Ort anspruchsvoller Publikationen, die auch bei knappen Mitteln Wert auf ästhetisches Niveau legten.

Seit Oktober 2003 als wissenschaftliche Mitarbeiterin für politische Bildung

der Stiftung tätig, prägte sie maßgeblich das Profil der Veranstaltungstätigkeit. In glücklicher Kontinuität zur Arbeit ihrer Vorgängerin Dr. Ursula Wohlfeld, die als Stellvertretende Vorsitzende diese Arbeit weiter begleitete, gelang es die Bildungsarbeit der Stiftung in Sachsen auf eine Höhe zu führen, die deutschlandweit im linken Spektrum keinen Vergleich zu scheuen braucht.

Seit 2008 Mitglied des Vorstands und seit 2010 stellvertretende Vorsitzende der Stiftung weitete sich der Radius der Tätigkeit und der Verantwortung nochmals beträchtlich. Der Vorstand dankt Giesela Neuhaus für ihr fruchtbares Wirken.

Ihr Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben wird ein Abschied sein. Vorstand und Mitglieder der Stiftung sind jedoch der guten Hoffnung, dass sich in dem folgenden Neubeginn die Rosa-Luxemburg-Stiftung wiederfindet.

Dr. Monika Runge
Prof. Dr. Klaus Kinner
Stiftungsvorsitzende
Geschäftsführer

Wo die Zeit stehen bleibt ?

Eine Reise an die »Wiege« Spaniens

von Robert Katz

Spanien lebt vom Tourismus. Gerade in Zeiten von Wirtschaftskrise spielt er eine gewichtige Rolle in dem, glaubt man Analysten, kurz vor dem Staatsbankrott stehenden Land. Beliebt sind die »klassischen Reiseziele« an den Küsten der Iberischen Halbinsel, auf den spanischen Inseln sowie die Metropolen Madrid und Barcelona. Doch wer sich ins Landesinnere aufmacht, jenseits vom heiteren Strandvergnügen und den beiden für Kultur- und Nachtleben bekannten Großstädten, dem offenbaren sich ganz andere Reize.

Wehrhafte Burgen und mehr

Kastilien, das Land der steinigen Erde, Steine, die zu wehrhaften Burgen aufgetürmt sind. Mehr als 2500 Castillos sind bis heute erhalten und gaben einst der Hochebene im Inneren des Landes ihren Namen. In der Gegenwart ist der riesige Landstrich um die Hauptstadt Madrid in zwei autonome Regionen gegliedert: südlich des Rio Tago beginnt mit Kastilien-La Mancha, dem Land der Windmühlen, die Heimat der unsterblichen Romangestalten Don Quichotte und Sancho Pansa, geschaffen vom spanischen Nationaldichter Miguel de Cervantes. Nördlich erstreckt sich, durchzogen von einigen Tälern und Schluchten, das bis zum Horizont reichende Hochland von Kastilien-León.

Infolge der Landflucht im 20. Jahrhundert wuchs Madrid, das seit 1561 durch Philipp II. Hauptresidenz des vereinten spanischen Reiches ist, rasant an. Der damals nur wenige tausend Einwohner zählende Ort ist heute die größte Stadt des Landes. Fast jeder siebente Spanier lebt im Großraum Madrid mit seinen mehr als sechs Millionen Menschen. Wer es sich leisten kann, kehrt am Wochenende der Hauptstadt den Rücken und erkundet die Region. Aus der anhaltenden Landflucht erwächst eine Art Stadtfucht zur Erholung. Dennoch sind mit Ausnahme der berühmtesten Orte, wie Toledo oder El Escorial, die Sehenswürdigkeiten der Region selten touristisch erschlossen. Internationaler Tourismus findet in den Weiten der kastilischen Provinz mit ihren mittelalterlichen Städten, sagenumwobenen Wäldern und geheimnisvollen Bergen kaum statt. Aus diesem Grund fühlte ich mich oft als echter Entdecker.

Kreuzt man die Sierra de Guadarrama, einem Bergmassiv nordwestlich von Madrid, über den fast 1900 Meter hohen Navacerrada-Pass, eröffnet sich vor einem die unendlich erscheinende

Ebene von Segovia. Wie auf eine Farbpalette getupft, empfängt ein Land in den unterschiedlichsten Grüntönen: das Dunkelgrün der Kiefernwälder der höheren Lage weicht einem frischen Grün der Steineichen, das seinerseits ins hellgrün des sich anschließenden Weidelandes übergeht. Umrahmt wird das ganze Bild von einem tiefblauen Himmel, in dem unzählige Störche ihre Kreise ziehen und den Gelbtönen der Getreidefelder des riesigen Plateaus. Inmitten dieser Landschaft liegt eine der schönsten Städte Spaniens, Segovia. Das historische Zentrum der nur 90 Kilometer von Madrid entfernten Provinzhauptstadt erhebt sich einem »steinernem Schiff« gleich der Umgebung. Mehr als zweitausend Jahre spanischer Geschichte lassen sich durch das sehr heiter anmutende Städtchen »atmen«. Von den Römern, die im ersten Jahrhundert n.Ch. den keltischen Ort eroberten, ist ein bis zu 28 Meter hoher Aquädukt, der noch bis in die 1860er Jahre Quellwasser aus dem Guadarrama-Gebirge in die Stadt führte, erhalten geblieben. Der Alcázar, die Palastburg von Segovia, wurde im 11. Jahrhundert im Zuge der christlichen Rückeroberung des Landes von den Mauren, erbaut. Das Kastell wurde in den Jahrhunderten darauf erweitert, um- und auch neu aufgebaut. Es scheint für uns heute wie aus einem Märchenbuch entsprungen zu sein. In der Mitte der Altstadt erhebt sich die gotische Kathedrale aus dem 16. Jahrhundert wie ein Schiffsmast mit gehissten Segeln. Bis ins Mittelalter hinein lebten in Segovia, ganz im Gegensatz zum übrigen Spanien, lange Zeit Juden, Muslime und Christen friedlich nebeneinander, ehe hier die Inquisition der Koexistenz ein blutiges Ende setzte.

Sagte mal ein Dichter

Neben Aquädukt, Alcázar und Kathedrale wartet Segovia auch mit einem touristischen Kleinod aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf. Unweit der allgegenwärtigen Attraktionen ist in einer Nebenstraße die ehemalige Wohn- und Arbeitsstätte des großen Lyrikers Antonio Machado zu besichtigen. Unverändert bietet sie einen authentischen Blick in das Alltagsleben Machados, der 1919 als Lehrer nach Segovia kam. Der gebürtige Andalusier wurde in seinem Gedichtband »Campos de Castilla« von Land und Leuten stark beeinflusst. Mit unverwechselbaren Worten erfasste er das Wesen dieser einzigartigen Landschaft, die er »als geschlossenen Horizont sah ... Hügel rings ausgedehnt, finstere Höhenzüge, mit Eichenwald



Eine typische Straßenszene in Zentralspanien



Gedenktafel für den Vater von »Don Quichotte«



Neuzeitlich präsentiert sich das Expo-Gelände in Saragossa



Typische spanische Wäscheplätze am Haus



Störche und ihr Klappern in »heiliger Höhe«



Abseits der Touristenströme in Segovia



Der ewige etwas zweifelnde Blick eines Antonio Machados



Kein Spielzeugland sondern Realität, die wehrhafte Burg von Coca

bekrönt, kahles Felsengelände, manche magere Wiese«, ebenso wie seine Bewohner »klein und flink, zäh behende, mit Augen voll Verschlagenheit und Argwohn, allweil rege im hageren Gesicht mit starken Backenknochen«.

Segovia gehört wie ihre kastilischen Schwestern, die alte königliche Kapitale Toledo, die Universitätsstadt Salamanca sowie Ávila, der höchstgelegenen Provinzhauptstadt Spaniens, zum Weltkulturerbe der Menschheit. Doch das quirlige Handelszentrum Segovia und auch Salamanca als offene Stadt der Wissenschaften unterscheiden sich im Selbstverständnis erheblich von Toledo und Ávila, die mit ihrer gestrengen, kantigen Monumentalität für das typisch-männliche unwirtliche Kastilien stehen. Gerade im frommen Ávila stellt sich trotz jeglichem kulturhistorischen Interesses noch schneller als sonst in Spanien eine merkliche Übersättigung an der Allgegenwart religiöser Kunst und gottgefälliger Kultgegenstände ein. Der Legende nach soll es in Ávila, das von einer zwölf Meter hohen Stadtmauer mit fast 90 Wachtürmen umschlossen ist, mehr Heilige als Steine geben.

Landschaft ohne Menschen

Fährt man durch die ewigen Weiten Kastilien-Leóns, scheint es, man lasse eher die Zeit als den Raum hinter sich. Man fühlt sich ins mittelalterliche Spanien versetzt. Kilometerweit sieht man keine Menschenseele, sondern wird mächtigen Burgruinen und halbverfallenen Ortschaften in der dünnen Hügellandschaft gewahr. Letztendlich zeugen, wie zum Trotz, kleinere Pinien- und Pappelwäldchen und einzelne Schaffherden, die auf dem kargen Boden das wenige Gras suchen, von Leben. Dass man sich dabei im Hier und Heute bewegt, merkt man lediglich an den sporadisch vorbeirauschenden Autos. Manchmal tauchen plötzlich aus dem Nichts einzelne Spaziergänger, vornehmlich ältere Herren mit tief ins Gesicht gezogenen Hüten, auf, die den Fahrweg kreuzen und sich der Landschaft angepasst haben.

Nicht nur ein Staatsbankrott

In solchen Momenten ist es kaum vorstellbar, aber man befindet sich in dem Land, das zur »Wiege« Spaniens wurde, in dem die Wurzeln eines Weltreiches lagen, in dem Gold- und Silberströme aus den damaligen Kolonien flossen. Doch die Ströme versiegt bald. 13 Mal in der Geschichte der iberischen Halbinsel wurde der Staatsbankrott erklärt. Davon fallen allein vier Insolvenzen auf König Philipp II. der von 1556 bis 1598 ein Weltreich beherrschte, in dem die »Sonne nicht untergeht«. Konnte er die Kosten für Kriege und Lebensstil nicht aufbringen, erklärte er den royalen Bankrott. Philipp zahlte einfach die Kredite nicht zurück und ließ noch mehr Gold aus den Gebieten jenseits des Atlantiks abbauen. Mit so einer Methode kann man auch seine Finanzen sanieren.

Anhand der historischen Stadtkerne, den Burgen und Adelspalästen, Kirchen und Klöstern lässt sich die einstige Größe Kastiliens erahnen. An den meist unveränderten Schauplätzen, an denen Weltgeschichte geschrieben wurde, wird diese lebendig. Unzählige Legenden, ob vom spanischen Nationalhelden El Cid oder solch illustrier Figuren wie Johanna die Wahnsinnige, wecken zusätzlich die

Vorstellung der Ereignisse, die sich vor Jahrhunderten abgespielt haben.

Machado sieht, dass sich in Kastilien von der großen Zeit, dem wegweisenden Ausgangspunkt der mittelalterlichen Reconquista und der Eroberung Amerikas, mit der ein neues Zeitalter eingeläutet wurde, nichts als die unwirtliche Natur erhalten hat:

»Oh Land, traurig und stolz, Land der Hochflächen und der Einöden voller Steine, der Flur ohne Pflug, ohne Rinnale, ohne Haine ... Armes Kastilien, gestern herrschend in weitem Kreis, heut in Lumpen, verachtend all das, was es nicht weiß. Wartet es, schläft es, träumt es?«.

Sein Blick ist pessimistisch, ehrlich und bitter:

»Der Spanier gähnt. Armer Tropf! Aus Satttheit? Vor Hunger? Schlafbegier? Doktor, ist sein Magen leer? – Die Leere ist wohl im Kopf.«

Mit dem Verlust der letzten Kolonien in Übersee 1898 wurde das Spanien, das jenseits der Pyrenäen zufrieden in einem Dornröschenschlaf verharnte, jäh geweckt, das Selbstvertrauen der Nation erschüttert. In wenigen Monaten waren mehr als 400 Jahre Kolonialzeit Geschichte. Das Erbe Kolumbus verspielt.

Herausforderung und Idylle

Heute, nach den kurzen Aufbruchsjahren während der zweiten spanischen Republik, den furchtbaren Erfahrungen des Bürgerkriegs und der verlorenen Zeit unter der faschistischen Diktatur Francos, steht das in Europa angekommene Land angesichts der Wirtschafts- und Finanzkrise erneut vor großen Herausforderungen. Vor allem das von den Sparmaßnahmen der Regierung stark betroffene, vergessene Hinterland kämpft ums Überleben. Besonders strukturschwache Regionen wie Soria im Osten Kastilien-Leóns sehen sich mit Arbeitslosigkeit, Zukunftsangst und Landflucht konfrontiert. Mittlerweile leben mehr Sorianer außerhalb der Provinz als in ihr. Die Bevölkerungsdichte liegt in der mit am dünnsten besiedelten Region Spaniens bei unter zehn Einwohnern pro Quadratkilometer (Mecklenburg-Vorpommern hat eine Bevölkerungsdichte von über 70 E/km²).

Eine Möglichkeit, der Landflucht entgegenzuwirken, wäre, den Tourismus in der Region im Einklang mit Natur und Geschichte zu fördern. Neben der knapp drei Autostunden von Madrid entfernten Provinzhauptstadt bietet sich vor allem das Umland von Soria zur Erkundung an.

»Silbern schimmernde Hügel, graue Anhöhen, distelblaue Felshängen, wo der Duero um Soria die Krümmung seines Armbrustbogens zeichnet, dunkle Steineichenwälder, raue Steinwüsten, kahle Gebirgskämme, weiße Wege und Schwarzpappeln am Fluss, Abendstunden von Soria, mystisch...« schreibt Antonio Machado, der einige Jahre in Soria verbrachte, voller Hingabe in »Campos de Castilla«.

Gerade solche wunderbaren Bilder verschlafener Gemütlichkeit, wie badende Tauben im sprudelnden Brunnen, klappernde Störche auf Kirchturmspitzen und schachspielende Herren im Park machen die Einmaligkeit Kastiliens aus.

• Robert Katz

Mal sehr erfreulich – mal richtig ärgerlich

Über ein Füllhorn mit Musik, entdeckt in Leipzig und Zwickau, in großen und kleineren Sälen

Aus den Konzerten im Gewandhaus ragen zwei Werke nicht zuletzt ob der seltenen Aufführungen heraus: Robert Schumanns »Szenen aus Goethes Faust« und einzige Oper »Genoveva«. Nach großartigen Aufführungen des selten zu hörenden Requiems, des Oratoriums »Das Paradies und die Peri«, des Liederspiels »Der Rose Pilgerfahrt«, der Musik zu Byrons »Manfred« und Instrumentalwerken durch die MDR-Klangkörper setzen sich nun das Gewandhausorchester, der Opern- und der Gewandhauschor mit dem britischen Dirigenten Christopher Hogwood für Schumanns »Faust-Szenen« ein.

Des Komponisten eigenwillige Szenenauswahl und dessen Streben nach neuen Formen – drei Gretchen-Szenen als erste Abteilung, Sonnenaufgang, Mitternacht, Fausts Tod als zweite und Fausts Verklärung als abschließende dritte – stellen die Interpreten vor ungewöhnliche Aufgaben. Da erweist es sich als Nachteil, wenn kein aufeinander abgestimmtes Sängersensemble und kein mit ihm vertrauter Dirigent am Werke sind, es auch noch an Textverständlichkeit mangelt. Erst in der dritten Abteilung vermochte Hogwood die enormen Gestaltungsmöglichkeiten des Gewandhausorchesters auszuschöpfen und die musikalische wie emotionale Kraft der Musik Schumanns nachdrücklich erleben zu lassen.

An der Textverständlichkeit haperte es allerdings auch bei der konzertanten Aufführung der Oper »Genoveva« durch den Chor und das Sinfonieorchester des MDR. Statt mehr oder weniger verwirrenden Bildern hätte besser der Text projiziert werden sollen. Jun Märkl ließ mit dem Sinfonieorchester und wo gefordert mit dem Chor den melodi-

schon, harmonischen und instrumentalen Reichtum zum Ereignis werden.

Wie schwer sich heutzutage Regisseure tun, »Genoveva« auf die Opernbühne zu bringen, war nach der sterilen Inszenierung Achim Freyers vor zehn Jahren in Leipzig nun vor einer Woche im Theater von Schumanns Geburtsstadt Zwickau zu durchleiden. Der Regisseur Jochen Biganzoli hält offensichtlich den unglücklich in Genoveva verliebten Golo für die Hauptperson, und so wird er schon im letzten Abschnitt der Ouvertüre halb unter einem Flügel liegend (warum wohl?) und dann wild herumrennend gezeigt. (Peter Mussbach hatte ja in Hans Werner Henzes »Phädra« in der Berliner Staatsoper einen Flügel sogar als »Lagerstätte« für einen in dieser großartigen Oper nicht enthaltenen Geschlechtsakt aufgeboden und in ihrer »Meistersinger«-Verballhornung lässt Katharina Wagner in Bayreuth Stolzling aus einem Flügel erscheinen!).

»Natürlich« muss Golo (Fritz Feilhaber) bei seinem stürmischen Werben um Genoveva Maria Gessler) die Hosen ausziehen. Auch der Pfalzgraf Siegfried (Shin Taniguchi) wird – völlig sinnwidrig und gegen die Vorgaben Schumanns – zunächst mit der von ihm verstoßenen Amme unter einer Bettdecke und sodann im Slip vorgeführt. Statt ungenügender Personenführung und Darstellung werden unentwegt ablenkende Videos eingeblendet. Da kann man nur hoffen, dass dieser für die Leipziger »Meistersinger«-Inszenierung zum 50-jährigen Bestehen des Opernhauses verpflichtete »Junge«-Regisseur mit mehr Respekt an dieses Werk herangeht. Der Dirigent Tobias Engeli tat mit den Solisten, dem Opernchor, Mitgliedern des Männerchores »Liederkrantz« sowie der

Singakademie Zwickau und dem Philharmonischen Orchester Plauen-Zwickau sein Möglichstes, die musikalische Qualität zum Klingen zu bringen.

Dass es auch anders geht und klassische Werke in ihrer originalen Gestalt höchst lebendig inszeniert werden können, demonstrierte Jasmin Safaghari mit Gesangstudenten der Mendelssohn-Hochschule für Musik und Theater mit Mozarts »Così fan tutte«. Da wird das szenische Geschehen spielfreudig und witzig gestaltet. Und es wird im Verein mit dem Orchester der Hochschule unter Leitung von Ulrich Windfuhr bemerkenswert kultiviert gesungen.

Die Möglichkeit, Opern konzertant darzubieten, nutzte erneut David Timm mit dem Mendelssohn-Orchester (vorwiegend mit Musikern des Gewandhauses und des MDR formiert). Der Höhepunkt der diesjährigen Wagner-Festtage-Leipzig war die Aufführung des ersten Aufzugs »Die Walküre«, des zweiten Teiles der »Nibelungen«-Tetralogie. Es erweckt erneut Bewunderung, wie geschlossen und eindringlich Timm bei nur wenig Probenzeit musiziert, mit starken und nachhaltigen Eindrücken. Als Sieglinde erwarb sich die an der Leipziger Hochschule ausgebildete Bayreuth-Stipendiatin Marie-Luise Dreßen einhellige Anerkennung. Ebenso überzeugend gestalteten Ivar Gilhuus die Partie Siegmunds und Hidekazu Tsumaya die des Hunding. Die Oper Leipzig täte gut daran, diese Künstler im Blick zu behalten.

Lebhaften Beifall fand im Kellertheater des Opernhauses auch die zweite Aufführung »Tagebuch eines Wahnsinnigen«, nach der Erzählung Nikolai Gogols, des jetzt an der Leipziger Hoch-

schule bei Prof. Reinhard Pfundt studierenden jungen portugiesischen Komponisten Ma-nuel Durao. Der von Tomas Möwes denkbar eindringlich gesprochene und mimisch gestaltete, an nur wenigen Stellen gesungene Text gilt nicht nur der russischen Bürokratie der Zarenzeit, sondern zeigt sich auch aktuell für die heutige Bürokratie der Europäischen Union. Manuel Durao setzt mit seiner Musik verschiedenartigste Akzente, gestaltet mit berührend zarten, oft traurigen und immer farbenreichen Klängen eindringliche Stimmungen, die von der Sinfonietta Leipzig unter Johannes Harnett in den Raum gezaubert werden. Claudia Forner inszenierte das Geschehen lebendig und genau durchdacht.

Der zweite Teil dieses Abends, die Inszenierung der Bach-Kantate »O Ewigkeit, du Donnerwort« durch Peter Konwitschny, kann nur als infantiler Schwachsinn bezeichnet werden. Da müssen die Sängerin der Furcht (Lena Belkina) und der Sänger der Hoffnung (Martin Petzold) ihr erstes Duett im Leichenhemd auf Totenbahnen singen, das zweite in zugedeckten Särgen, die vor der Totenbahre bereit gestellt waren. Das Bestattungspersonal schaut dabei Bier trinkend verängstigt zu. Die Stimme von Oben ist Tomas Möwes als Chef des Bestattungspersonals zugewiesen.

Eigentlich sollte man Entgleisungen keine Zeile widmen, zumal noch über das internationale a-cappella-Festival, die Tage der Musik des Mittelalters und der Renaissance der Capella Fidicina, großartige Konzerte mit Beethovens »Missa solennis«, Schostakowitschs fünfzehnte Sinfonie (MDR), Bach-Klavierkonzerten mit dem iranischen Pianisten Ramin Bahrani und Riccardo Chailly zu berichten wäre.

• Werner Wolf

»Herzklopfen kostenlos und Lampenfieber riesengroß, wenn wir auch auseinandergehen, gibt es vielleicht ein Wiedersehen!« So klatschten und sangen die jungen Sänger und Artisten am Ende jeder Fernsehaussendung von Quermanns Talenteselektion, die über Jahrzehnte zum Standard des Adlershofer Fernsehens gehörte und 1958 ihre Premiere erlebte.

Kürzlich erinnerte in einer 45-minütigen Sendung das mdr-Fernsehen an Heinz den Quermann. Die Archive wurden ganz gut durchquert, und man lächelte über das eine oder andere Wiedersehen. Widerspruch ist nur anzumelden, wenn einem Mann wie Quermann falsche Etiketten aufgeklebt werden. Vor Jahren hieß er bei ähnlichen Rückblicken der »Kulenkampff der DDR«, jetzt wurde er zum »Bohlen der DDR« gemacht. Das eine ist so falsch wie das andere. Quermann bleibt Quermann und ist auf seine Art unvergleichlich. Bei letzterem Vergleich würde er sich – so ist zu vermuten – im Grabe rundrehen.

Was die seinerzeit jungen Leute hauptsächlich an Artistik und Gesang boten, war damals nicht schlecht. Später kamen viele, über eine harte Berufsausbildung im Studio für Unterhaltungskunst, zu Ruhm und teilweise »beträchtlichem Geld«. Die Konten sind inzwischen umgerubelt oder aufgebraucht. Ganz an-

FF dabei DER FILM- UND FERNSEHLINK

ders bei einer Abiturientin aus Hannover namens Lena, den Doppelnamen ihrer Eltern spare ich mir, sie wissen ohnehin, wer gemeint ist. Sie war am 30. Mai die Spitzenmeldung in der »Tagesschau«. Als Frank Schöbel und Chris Doerk 1967 den »Schlagerwettbewerb« gewannen, da war das der »Aktuellen Kamera« keine Minute wert. Gut oder schlecht? – das entscheiden noch immer die

melodie und rhythmus 10



Zuschauer.

Außerdem ging es 2010, man sah es an den »Wink-Elementen« im Publikum natürlich um unser Land, denn »Wir sind Lena!« Ja, wirklich? Das »Fräulein aus Germany« wickelte sich auf der Bühne in »Schwarz-Rot-Geil«. Andere Zeiten, andere Farben. Lena besingt in ihrem Song, der von einer Komponistin stammt, die zuvor vom Eurovisionswettbewerb noch nie etwas gehört hatte, ihre Gefühle für einen Lover. Jung und

unverkrampft – weltweit. Das hatten wir schon mal als in Berlin die »fresche Lola« von »Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt war« und damit unerwartet eine Weltkarriere begann. Marlene Dietrich und Lena verbindet, dass beide einen männlichen Entdecker haben, bei »Lola« hieß er Josef von Sternberg, bei »Lena« Stefan Raab. Marlene, am Ende ihrer einmaligen Laufbahn, sagte den berühmten Satz: »Man hat mich zu Tode fotografiert«. Bei Lena habe ich schon jetzt diesen Eindruck. Sonder-sendungen wohin das Fernsehauge schaut und fotografierte »Exklusivität« in hingelächelten, nichtssagenden Interviews.

Wahrlich keine Häme, dass hier ein Medien-Raab den richtigen Riecher hatte. Garantien gibt es in diesem Gewerbe nicht. »Total super«, dass Lena, nicht wie »Künstler« der Bohlen-RTL-Show, im Gefängnis saß oder in ihrem Alter bereits zwei uneheliche Kinder hat. Möge sie sich ihre (gespielte?) Naivität von den kommenden Gagen nicht wegkaufen lassen. Sicher beeinflusste sie auch der Opa, er war mal westdeutscher Botschafter in Moskau und Chef des Bundespräsidialamtes. Der weiß garantiert, Leben ist mehr als Punkte sammeln und zu sagen: »Hallo, hier bin ich, nehmt mich!« Lena wird's auch noch erfahren. Garantiert!

Talente, Heinz, Lola und Lena
von Michael Zock

Maler, Illustrator und Genießer

Eine neue Biografie über Max Schwimmer

Es wurde Zeit, dass nach dreißig Jahren endlich ein neues Überblickswerk zu dem bedeutenden Leipziger Künstler erscheint. Inge Stuhr hat dafür akribisch Briefe, Tagebücher, Zeitungsartikel und andere Dokumente ausgewertet. Wo Lücken bleiben, liegt das offensichtlich nicht an der Recherche, sondern am partiellen Fehlen von Zeugnissen. Da Max Schwimmer den größten Teil seines Lebens in Leipzig verbrachte und immer wieder hierher zurückkehrte, ist das Buch zugleich auch ein Stück Stadtgeschichte. Dass sich das Buch Biografie nennt, erklärt vielleicht, dass sich die Autorin mit kunstwissenschaftlichen Wertungen der Werke Schwimmers auffallend zurückhält.

Die Persönlichkeit hingegen wird pla-

stisch dargestellt. Als Künstler war Max Schwimmer kein Avantgardist. Nach Versuchen in expressionistischer Ausdrucksweise – reichlich zehn Jahre nach der ersten Blüte dieses Stils – kam er in einer spätimpressionistischen Art zu malen und zeichnen an, die er bis zu seinem frühen Tod 1960 vervollkommnete und variierte. Politisch radikal war Schwimmer nur kurze Zeit um die Novemberrevolution herum, in den 1920ern stand er der SPD nahe und arbeitete für deren örtliches Presseorgan, die LVZ. Im NS-Regime aber, als eine engagierte Haltung nötig gewesen wäre, zog er sich ganz in die Kunst (und die Liebe) zurück, versuchte lediglich, dem Kriegsdienst wegen körperlicher Gebrechen zu entkommen. Nach 1945

gab es zwar zeitweise Anfeindungen in der berichtigten Formalismus-Debatte, doch Schwimmer konnte sich wieder etablieren und in gesellschaftliche Ämter aufsteigen.

Wie von einem Buch über einen Künstler zu erwarten, ist Inge Stuhls Werk reichlich illustriert. Leider gehen Text und Bebilderung häufig nicht parallel, auch fehlen manche der ausführlich besprochenen Arbeiten oder Zyklen ebenso wie erwähnte Bilder von Kollegen oder Schwimmers Frauen. Vor allem aber ist es schade, dass fast alle Fotodokumente in den Anhang verbannt wurden und dort Briefmarkengröße haben. Somit wird der Untertitel »Eine Biografie« doch wieder relativiert.

• Jens Kassner

Inge Stuhr: *Max Schwimmer. Eine Biographie*, Leipzig: Lehmsiedt 2010. 250 S., 29,90 Euro.



Max Schwimmer: Leipziger Balkon

Farbexplosionen

Hartwig Ebersbach im Museum der bildenden Künste

Der derbe, grobe Farbauftrag, die dicken Strähnen, beinahe ins Skulpturenhafte gehend – so sind uns die Werke von Hartwig Ebersbach vertraut und lieb geworden. Das Leipziger Bildermuseum zeigt nun im Rahmen einer Kabinetausstellung eine Auswahl der nach 2000 entstandenen Gemälde des 1940 in Zwickau geborenen Malers, der sich während seines Studiums in Leipzig an der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) in den Jahren 1959 bis 1964 zusammen mit anderen für die Einrichtung einer Fachklasse Malerei stark gemacht hatte.

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht das »Frühstück im Freien« – eine direk-

te Auseinandersetzung mit Edouard Manets gleichnamigen Werk, welches im Pariser Musée d'Orsay zu bewundern ist. Der Skandal – eine nackte Frau und zwei bekleidete Herren – motivierte Claude Monet und dann später Pablo Picasso zu einer Auseinandersetzung mit dieser Frühstücksszene.

Hartwig Ebersbach reflektiert den angeblichen Skandal mit einem schrillen Farbkosmos, mit wuchtigen Farbexplosionen.

Leider fehlt für die Besucher eine Reproduktion des Gemäldes von Edouard Manet, auch in der ausliegenden Werkmonographie ist sie nicht enthalten – was den Zugang erschwert. Abgerun-



Hartwig Ebersbach »Frühstück im Freien«, 2008, dreiteilig, Öl auf Leinwand

(Foto: MdbK)

det wird die Ausstellung mit Freundschafsbildern, auf denen u.a. Bernhard Heisig, Neo Rauch und Udo Zimmermann porträtiert sind. Auch die bekannten »Kaspar«-Bilder, Ebersbachs Alter-Ego, fehlen nicht.

• D.M.

»Hartwig Ebersbach. Frühstück im Freien.« bis 1. August, Museum der bildenden Künste Leipzig, Di. u. Do.-So. 10-18 Uhr, Mi. 12- 20 Uhr

Einladend



Neu gestaltet wurden jetzt Café und Kassenhalle der »Passage« in der Leipziger Hainstraße. Seit November 1915 gibt es unter dieser Adresse ein Filmtheater, das mehrfach umgebaut wurde.



Fotos: Passage

Verzweiflungstaten

Paris, nicht an der Seine, sondern im US-Bundesstaat Texas ist der Ausgangspunkt eines Familiendramas, dass um individuelle Verzweiflungstaten kreist. Travis hat vor vier Jahren seine Frau Jane und den gemeinsamen Sohn Hunter verlassen. Die schöne Jane verdingt sich, um den Unterhalt für ihren kleinen Sohn verdienen zu können, der mittlerweile bei Travis' Bruder Walt und dessen Frau wohnt, in einer Peepshow. Erst nach Jahren findet Travis seine Jane wieder: Er als Kunde in der Kabine, sie als Dame hinter der Glasscheibe, die zwar den Kunden hören, aber ihn nicht sehen kann.

Intendant und Regisseur Sebastian Hartmann bringt als Uraufführung »Paris, Texas«, nach dem gleichnamigen Film von Wim Wenders, auf die Bühne des Leipziger Centraltheaters. Der deutsch-französische Spielfilm aus dem Jahr 1984 (nach dem Bühnenstück von Sam Shepard), der damals auf den Internationalen Filmfestspielen in Cannes präsentiert wurde, gehört zu Wenders erfolgreichsten Filmen.

Hartmanns Bühnenfassung stellt den Zuschauer vor enorme Herausforderungen. Das muss nicht schlecht sein aber ohne Kenntnis des Films ist ein Einleben und Einfühlen, ein Verständnis der Bühnenshandlung, kaum möglich. Es ist mehr ein kryptisches Herantasten an die Handlung als ein sinnliches Erleben. Man kann es auch als Desaster der Dramaturgie (Michael Billenkamp) bezeichnen. Natürlich langweilen wieder die üblichen Kunstnebelorgien (welche zu heftigen Hustenanfällen im Publikum geführt haben), Videoersatzstücke und eine nervende Geräuschkulisse. Fällt dem Regisseur nichts mehr ein als die bekannten »Klassiker« des OFF-Theaters?



Die Zuschauer strömen – zum Glück – ins Centraltheater. Hauptgrund dürfte vermutlich die bekannte, gleichwohl an ihren Theaterfähigkeiten noch lernende Fernseh- und Filmschauspielerinnen Heike Makatsch sein, die sich an der gestrauchelten Jane ausprobieren darf. Sie räkelt sich zwar lasziv in ihrem hübschen Kleidchen, aber von einem psychologisierenden Spiel, was dieses Stück erfordert hätte, ist sie weit entfernt. Da helfen auch ihre halbgen und unmotiviert vom Regisseur eingestreuten Gesangseinlagen nicht.

Egal, was Sebastian Hartmann auf den Spielplan gehievt hätte, solange nur ein Promi da ist, kommen die Massen. Ist die eventuell eine Verzweiflungstat?

• D. M.

Nächste Aufführungen am 26. und 30. Juni
(Foto: Thomas Aurin/Centraltheater)

Er rührte an den Schlaf der Welt

Ein Vater hatte »Schuld« an dieser interessanten Biografie über den »Barrikaden-Tauber«

Ernst Busch * 22. Januar 1900 in Kiel; † 8. Juni 1980 in Berlin



Ernst Busch und Friedrich Gnass im Film »Kameradschaft«

Es ist eine Fleißarbeit die von Jochen Voigt geschriebene Biographie über den Schauspieler und Sänger Ernst Busch. Nach der 1987 im Henschelverlag Berlin, DDR, von Ludwig Hoffman und Karl Siebig verlegten Biographie mit dem Titel: »Ernst Busch. Eine Biographie in Texten, Bildern und Dokumenten« ist es ein anderer Versuch, das Leben und

Wirken des Kommunisten Ernst Busch zu erfassen. Noch immer wird der Künstler liebevoll der »Barrikaden-Tauber« genannt. Und an dem Namen ist etwas dran, wenn man sein Leben betrachtet. Die Biographie von Hoffman/Siebig erscheint parallel zum mehrteiligen Dokumentarfilm der DEFA »Busch singt«. Der Mehrteiler wurde befördert vom Präsidenten der Akademie der Künste der DDR Konrad Wolf, der das Konzept entwickelte und auch Regie führt. Bekannt sind neben anderen seine Spielfilme »Ich war neunzehn«, »Der nackte Mann auf dem Sportplatz« und »Solo Sunny«.

Die Biographie von Jochen Voigt beruht auf Recherchen für seine Magisterarbeit und Dissertation. Im Vorwort schreibt Voigt: »Mein Vater hatte in den 70er-Jahren zwei Ernst-Busch-Platten aus dem Dortmunder Pläne-Verlag gekauft, die er bei uns zu Hause zeitweise so oft und so laut zu Gehör brachte wie meine Mutter ihr geliebtes Doppelalbum »Elvis forever«. Man kann annehmen, das er über die Ernst Busch -Platten in seinem Elternhaus zu diesem Thema und der Auseinandersetzung damit angeregt wurde.

Anders als das Autorenkollektiv Hoffmann/Siebig, hat Voigt den Schauspieler und Sänger Ernst Busch nie »live« kennen gelernt, der war bereits am 8. Juni 1980 verstorben. Fotos und Spielfilme, seine Lieder wie Nachfragen bei Personen, die den Künstler persönlich kannten, mussten dem Autor genügen. So schildert er facettenreich Buschs Leben aus der Sicht eines Nachgeborenen. Die Biographie ist keine Lobeshymne auf Busch, das zeigen die Buchkapitel: »Pasameros: Von Madrid nach Moabit«, »Sänger des Volkes« und »Kapitalist, Stalinist und Querulant«.

Bei seinen umfänglichen Nachfrage hat Jochen Voigt dabei Interessantes und Spannendes über das Leben des Künstlers gefunden und recherchiert. Häufig sind es Funde, die nur einen Historiker interessieren. Trotz der teilweise kritischen Betrachtung, in der Biographie von Jochen Voigt bleibt Ernst Busch der Künstler, der sein Jahrhundert engagiert und parteiell begleitet hat. Das Buch, eine lohnende Lektüre für Kenner aber auch für erste Begegnungen mit dem Ausnahme-Künstler.

• Karl-H. Walloch

Jochen Voigt: *Er rührte an den Schlaf der Welt. Ernst Busch – Die Biographie, Aufbau-Verlag Berlin, 2010, 516 S., 24,95 Euro.*



Beim Baden, um 1930

Das unmenschliche »System« Neuengamme

Eine quellenintensive Studie über die Außenlager des KZ in Norddeutschland

Zum KZ Neuengamme gehörten bei Kriegsende 85 Außenlager, die in ganz Norddeutschland bei zumeist rüstungswichtigen Projekten errichtet worden waren. Von den etwa 50.000 Häftlingen im Komplex Neuengamme waren rd. 40.000, darunter 13.000 Frauen, in den Außenlagern untergebracht und zur Arbeit eingesetzt.

Marc Buggeln, geb. 1971 und als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Humboldt Universität Berlin tätig, verweist darauf, dass die historische Aufarbeitung des Geschehens in den KZ-Außenlagern in der Bundesrepublik noch später einsetzte als die ebenfalls lange Jahre vernachlässigte Erforschung der KZ-Hauptlager. Bis zu Beginn der achtziger Jahre beschäftigte man sich lediglich mit den Organisationen ehemaliger KZ-Häftlinge. Zu den Außenlagern wurden von den zuständigen Stellen gesammelte Informationen publiziert, die für die meisten Außenlager nicht mehr als fünf bis zehn Zeilen Basisinformationen enthielten. Diese waren bis vor wenigen Jahren zu

vielen Außenlagern die alleinige und oft fehlerhafte Informationsquelle. Das kaum vorhandene Interesse an der KZ-Sklavenarbeit erwachte erst zu Beginn der 1980er, eng verbunden mit der Geschichtswerkstättenbewegung, die die Geschichte des Nationalsozialismus vor Ort zu erforschen begonnen hatte. Seither hat das Interesse an den KZ-Außenlagern nicht nachgelassen.

Ein Schwerpunkt der Marc Buggeln verfassten Arbeit bildet die Frage nach den konkreten Arbeits- und Lebensbedingungen der Häftlinge in den Außenlagern. Vergleiche, z.B. ihrer Sterblichkeitsraten, belegen, dass erhebliche Differenzen zwischen den Lagern existierten. Offensichtliche Ursachen dafür werden aufgezeigt. Ein wesentliches Ziel seiner Arbeit ist es, die verschiedenen Täter und ihre Taten in den Blick zu nehmen. Es werden daher die Täter in den Lagern wie auch die Industriellen und Bürokraten, die den Einsatz planten und vor Ort überwachten, in den Focus gerückt. Das

verbindet sich mit dem zentralen Erkenntnisinteresse nach der Teilhabe privater Unternehmen, vor allem der bis heute bestehenden Firmen.

Im ersten Kapitel werden die Hintergründe der Entstehung der Außenlager geschildert; im zweiten die Verhandlungen zwischen den verschiedenen Akteursgruppen, die zur Entstehung der Außenlager geführt worden sind, nachgezeichnet; im dritten werden die Beziehungen zwischen dem Hauptlager und den Außenlagern untersucht; im vierten drei verschiedene Bildquellen vorgestellt, die für die Geschichte der Neuengammer Außenlager aussagekräftig sind. Das Zentrum der Arbeit bilden die folgenden drei Kapitel, in denen die verschiedenen Außenlager systematisch verglichen, die Gewalttaten und Täter behandelt sowie die Häftlingszwangsgesellschaft in den Außenlagern und die kollektiven und individuellen Überlebensstrategien der Häftlinge untersucht werden, wozu auch die Auswertung von acht Berichten bzw. Lebensgeschicht-

lichen Interviews dient. Das achte Kapitel untersucht die Verhaltensweisen der Bevölkerung gegenüber den in den KZ-Außenlagern eingesperrten Häftlingen. Im neunten Kapitel wird die Räumung des KZ-Komplexes Neuengamme – die Rolle der Rüstungsindustrie und der Stadtverwaltungen bei der Evakuierung, die Todesmärsche, die Bahntransporte, die Auffanglager, die Massaker und die Tragödie der KZ-Schiffe sowie die Weißwaschung durch Abschiebung und die Hansestädte Hamburg und Bremen als Profiteure der Evakuierungstransporte – behandelt.

Die vorliegende quellenintensive Studie, die höchst verdienstvoll ist, wurde ausgezeichnet mit dem Herbert Steiner-Preis des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes.

• Kurt Schneider

Marc Buggeln: *Arbeit & Gewalt. Das Außenlagersystem des KZ Neuengamme. Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 750 Seiten, 29 Abb., 77,90 Euro*

Renaissance einer Revolutionärin

Eine neue Biographie über Rosa Luxemburg

Wer ein populäres Taschenbuch über Rosa Luxemburg schreibt, muss sich an Helmut Hirsch (1907-2009) messen lassen, dem bekennenden Sozialisten und Historiker der deutschen Arbeiterbewegung, dessen 1933 in Leipzig geschriebene Doktorarbeit erst 1989 an der Karl-Marx-Universität ihre akademische Anerkennung fand. Hirschs erstmals 1969 bei Rowohlt und inzwischen in über 100 000 Exemplaren und 20 Auflagen verbreitete Schrift gilt als mustergültiges und anerkanntes Werk dieses Genres. Nun also, vierzig Jahre später, hat es Dietmar Dath (geb. 1970) unter Nutzung der internationalen Literatur unternommen, sich der Revolutionärin biographisch und wirkungstheoretisch zu nähern. Er ist als produktiver Romanautor, Übersetzer und Publizist hervorgetreten; in seinem politischen Bilderbuch „Deutschland macht dicht“ erweist er sich als scharfsinniger Imperialismuskritiker. Im Frühjahr 2010 fanden gleich zwei seiner Texte ihre dramatische Umsetzung in der Skala Leipzig: seine Streitschrift »Maschinenwinter« und »Die Abschaffung der Arten«. Die Resonanz von Presse und Publikum auf die weitgehend entpolitisierten Bühneneinrichtungen durch Regisseur Martin Leberenz blieb freilich zwiespältig; der aufklärerische Impetus des Autors kam kaum zum Tragen. Nun also hat Dath eine Biographie über Rosa Luxemburg verfasst, über eine, wenn nicht die Ikone der linken Bewegung, von ihm in ihrer Passionsgeschichte und vor allem ihrer Wirkung neben Mahatma Gandhi und Ernesto Che Guevara gestellt.

Um es vorweg zu sagen: Dath schreibt als Seiteneinsteiger mit großer Sachkenntnis, literarischem Können, zupackender Sprache und viel Sympathie über

diese bedeutende Figur der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, so dass dieses bei Suhrkamp in der Reihe BasisBiographie erschienene Büchlein jedem an Luxemburg interessierten Leser nur zu empfehlen ist, zumal der Autor hat einen unverstellten Blick auf sie hat. Strikt wendet er sich gegen jede auch heute immer wieder bei ihren Anhängern und Verehrern anzutreffende familiäre Vereinnahmung als »unsere Rosa« (wogegen sie wohl selbst am meisten gehabt hätte), aber auch gegen eine bestimmte Tendenz zur »Privatisierung« ihrer Persönlichkeit. Ihr in Vielem so tragisches Leben als Revolutionärin wird von einigen oft nur noch auf ihre großen Liebschaften, auf ihre Tierliebe oder auf ihr Interesse für Botanik und andere Wissenschaften reduziert. Letztes Beispiel dafür ist die Edition ihres kürzlich in Warschau gefundenen Herbariums in einem Berliner Verlag.

Dath stellt vor allem die Theoretikerin Luxemburg in den Mittelpunkt, auch wenn er ihren epistolaren Nachlass nicht negiert. Ihre »Briefe aus dem Gefängnis« zählen für ihn sogar in ihrem »expressionismusenahen Menschheitspathos«, aber auch in ihren »resignativen Passagen von schwereloser Weisheit« mit zum Besten, was sie überhaupt geschrieben hat. Aber den Autor bewegt vor allem die Frage, was uns Heutigen vom Werk Rosa Luxemburgs bleibt. Hat sie ein Vermächtnis hinterlassen und worin besteht es? Und eben mit diesen Fragen wird er anregend selbst in Passagen, wo nicht jeder ihm unbedingt beipflichten wird, wie z. B. seiner Auffassung, dass Rosa Luxemburg danach gestrebt hätte, offizielle Parteitheoretikerin zu werden oder dass sie ständig

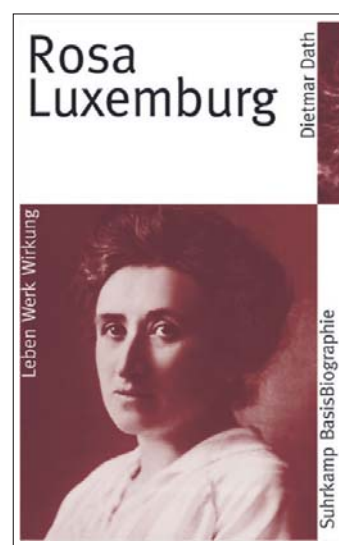
innerparteiliche Debatten subjektiv vom Zaun gebrochen hätte, als ob es sich nicht um herangereifte Probleme der sozialdemokratischen Bewegung gehandelt hätte. Zu diskutieren wäre wohl auch die Meinung, dass Luxemburg ausgerechnet in der Junius-Broschüre in der Stellung zur nationalen Frage wieder auf der Plattform der russischen Volkstümler angekommen sei. Unbedingt zu vertiefen aber wäre Daths These von Luxemburgs selbst erlebter »west-östlicher Doppelperspektive« und den daraus erwachsenen Folgen für ihr theoretisches Gesamtkonzept.

In ihrem Werk sieht der Verfasser drei Hauptstränge: den Antirevisionismus, die Kapitalismustheorie und die Untersuchung der taktischen sowie strategischen Bedingungen einer sozialistischen Revolution. Erst daraus abgeleitet wird Rosa Luxemburg für Dath zur Kriegsgegnerin, Demokratie-theoretikerin und Befürworterin der Meinungsfreiheit (alles seine Begriffe); sie hat für den Autor vor allem Analysen, Programme und Kritik produziert. Folgerichtig sieht er in der berühmten Randbemerkung im Russischen Manuskript über die Freiheit der Andersdenkenden ein »ethisches Postulat«, dass er mit Hinweisen auf Luxemburgs Vorstellungen von gewaltsamem Sturz der Besitzverhältnisse (sie sei »nicht gegen Gewaltanwendung an sich« gewesen, meint Dath) konterkariert. Deshalb steht für ihn Rosa Luxemburg in ihren theoretischen Auffassungen über die sozialistische Revolution auch Lenin näher als das heute viele ihrer Adepten wahrhaben wollen.

Entsprechend dem Charakter der Reihe wird die Darstellung in drei Teile

gegliedert: Leben (wo es naturgemäß kaum neue Aufschlüsse geben kann, zumal auch der zur Verfügung stehenden Platz klare Grenzen setzt); Werk (wobei Dath sich auf einige wenige Schriften bezieht, die er mitunter in unerwartete Beziehungen zueinander setzt) und Wirkung. Damit ist die Luxemburg-Rezeption von ihrer Ermordung bis in die unmittelbare Gegenwart gemeint. Ihr Bild wird bestimmt durch die Feststellung: »Die Theoretikerin sorgt, wo sie fortwirkt, für das, was ihr am Liebsten war – Bewegung.« Der Anhang bringt die üblichen Daten: Zeittafel, Bibliographie, Personenregister, Register der zitierten Luxemburg-Schriften und den Bildnachweis. Die durch lange Sätze nicht immer einfache Lektüre wird aufgelockert durch Stichwörter am Rande und Zitatkästen.

• Erhard Hexelschneider



Dietmar Dath: Rosa Luxemburg. Leben Werk Wirkung. Suhrkamp Berlin 2010. 153 Seiten. 8.90 Euro.

Anzeige

»NEUES DEUTSCHLAND« PRÄSENTIERT: AUSSTELLUNG FRANZ MEHRING – LEBEN UND WERK

21. Juni –
10. Juli
2010

Liebke-Haus Leipzig, Braustraße 15, 04107 Leipzig

Infotelefon: 0341 – 14 06 44 11

Die Ausstellung ist eine Koproduktion von Werner Ruch und dem Verlag Neues Deutschland.



DRUCK VON LINKS Neues Deutschland



Vor 65 Jahren: Aufruf der KPD vom 11. Juni 1945

Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, wäre falsch

Unmittelbar nach Kriegsende, am 11. Juni 1945, veröffentlichte die KPD als erste Partei in Deutschland einen programmatischen Aufruf mit dem Titel: »Schaffendes Volk in Stadt und Land! Deutsche Männer und Frauen! Deutsche Jugend!« Er versuchte eine Antwort zu geben auf die allseits gestellte Frage: Wie muss es in Deutschland weitergehen?

Zuvor, am 10. Juni, hatte die SMAD den Befehl Nr. 2 erlassen, der die Bildung und Tätigkeit antifaschistisch-demokratischer Parteien und Gewerkschaften auf dem Territorium der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands »zum Zwecke der Wahrung der Interessen und Rechte der Werktätigen« gestattete.

Die KPD benannte die Hauptschuldigen an der Katastrophe, sowie die Mitschuld und Mitverantwortung bedeutender Teile der deutschen Bevölkerung und kennzeichnete den vom Hitlerregime geführten Weltkrieg als verbrecherischen Raub- und Vernichtungskrieg aller Zeiten »Wäre Gleiches mit Gleichem vergolten worden, deutsches Volk, was wäre mit Dir geschehen?«

Die KPD sah die strategische Aufgabe darin, mit der vollständigen Liquidierung des faschistischen Systems gleichzeitig die 1848 begonnene bürgerlich-demokratische Revolution zu Ende zu führen, die feudalen Überreste völlig zu beseitigen, den reaktionären altpreußischen Militarismus zu vernichten und »den Weg der Aufrichtung eines antifaschistischen, demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen Rechten und Freiheiten für das Volk« zu beschreiten. Ausdrücklich betonte die Parteiführung der KPD, »dass der Weg, Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, falsch wäre, denn dieser Weg entspricht nicht den gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen in Deutschland«. Dem Aufruf, der die unmittelbarsten und dringendsten Aufgaben für die demokratische Erneuerung Deutschlands detailliert benannte, lag die Ansicht zu Grunde, gegensätzliche Auffassungen u. dgl. in offener demokratischer Auseinandersetzung auszutragen, dass nur im Ringen um die konsequente Demokratisierung die Voraussetzungen für die Verwirklichung der sozialistischen Ziele geschaffen werden können. Das ZK der KPD orientierte auf die »feste Einheit aller antifaschistischen, demokratischen und fortschrittlichen Volkskräfte« und war der Auffassung, dass ihr Aktionsprogramm als »Grundlage zur Schaffung eines Blocks der antifaschistischen Parteien« dienen kann. Im Namen des ZK der KPD war der Aufruf unterzeichnet von A. Ackermann, Martha Arendsee, J. R. Becher, F. Dahlem, Irene Gärtner (Elli Schmidt), O. Geschke, E. Hoernle, H. Jendretzky, B. Koenen, H. Mahle, H. Matern, M. Niederkirchner, W. Pieck, G. Sabotka, W. Ulbricht und O. Winzer.

Zitiert:

Ich erkläre ..., daß ich nicht wünsche, daß wieder »Großkapitalisten« entstehen – zur Zeit weiß ich wirklich keine –, daß die Großkapitalisten niemals eine die Freiheit bedrohende politische Macht gewinnen dürfen.

Konrad Adenauer

Auf der Tagesordnung steht heute als der entscheidende Punkt die Abschaffung der kapitalistischen Ausbeutung und die Überführung der Produktionsmittel aus der Hand der großen Besitzenden in gesellschaftliches Eigentum, die Lenkung der gesamten Wirtschaft nicht nach privaten Profitinteressen, sondern nach den Grundsätzen volkswirtschaftlich notwendiger Planung ... Die Demokratie ist erst in einem sozialistischen Deutschland gesichert.

Kurt Schumacher

Zu den Reaktionen der SPD in den westlichen Besatzungszonen gehörte die von Kurt Schumachers in seinem Aufruf vom Juli 1945. »Bei dieser Herausbildung der Fronten«, so erklärte er, »scheidet die Kommunistische Partei schon dadurch aus, dass ihre verantwortlichen Sprecher erklären, »heute keine sozialistischen Forderungen« zu haben, dass sie von Kapitalismus, Unternehmertum und Privateigentum zu schwärmen beginnt. Die KPD ist in ihrer politischen Theorie und Praxis ebenso vollständig zusammengebrochen wie das Nazitum und der Militarismus. Unter dem Gesichtspunkt deutscher Politik besteht kein zwingender Grund für ihre Weiterexistenz.«

Dieser Antikommunismus des Mannes, der den Sozialismus zur »Tagesaufgabe« erklärte, kommentiert sich von selbst, wenn man die folgende Politik der SPD unter der Führung Kurt Schumachers – der in den Westzonen schnell zum wichtigsten und einflussreichsten sozialdemokratischen Politiker und schließlich zum »politisch Beauftragten« der drei Westzonen avancierte – betrachtet, wozu die Leser dieser Zeitung durchaus selbst in der Lage sind. Anzumerken ist lediglich, dass, entgegen der ablehnenden Haltung Schumachers, das kommunistische Konzept vom »besonderen deutschen Weg zum Sozialismus« ein wichtiges Bindeglied zu sozialdemokratischen Auffassungen über den Weg zum Sozialismus und das sozialistische

Ziel war und sich später auch in den »Grundsätzen und Zielen« und im vom Vereinigungsparteitag im April 1946 angenommenen »Manifest an das deutsche Volk« niederschlug.

Im Sinne des Aufrufs vom 11. Juni 1945 war auch das später im Auftrage der Parteiführung von Anton Ackermann abgefasste Dokument »Der besondere deutsche Weg zum Sozialismus« geprägt. Jedoch, und das ist unter marxistischen Historikern unstrittig, bedeutete die 1947/1948 erfolgte Distanzierung von diesem Dokument und die von der 1. Parteikonferenz (25.-28.01.1949) beschlossene Entwicklung der SED zu einer »Partei neuen Typus« sowie der zunehmende Kurs auf die Errichtung des Sozialismus nach sowjetischem Modell einen Bruch mit dem Aufruf der KPD vom 11. Juni 1945. Zugleich wurde damit die 1945 begründete antifaschistisch-demokratische Konsensgrundlage des Blocks verlassen, was zur ersten Block-Krise führte. Wer weiterhin für einen eigenständigen, besonderen deutschen Weg zum Sozialismus eintrat, geriet als Parteimitglied mit der neuen Strategie und Taktik der SED in Widerspruch und wurde als »Parteifeind« betrachtet und entsprechend behandelt.

Hier stellt sich die strittige Frage nach den Ursachen für den Wandel der von der SED betriebenen Politik. Aus der Summe der Faktoren, die m.E. dazu beitrugen, seien vor allem folgende genannt:

Der begonnene Kalte Krieg hatte bereits gravierende Auswirkungen auf die innenpolitische und innerparteiliche Entwicklung. Im Vollzug dieses vielschichtigen Krieges hatten am 20. Juni 1948 die Westmächte in ihren Zonen eine separate Währung eingeführt und sie auch auf die Westsektoren der deutschen Hauptstadt übertragen. Damit war Deutschland entgegen den wirtschaftspolitischen Grundsätzen des Potsdamer Abkommens wirtschaftlich gespalten. Die Absicht der Westmächte und deutscher Kräfte, die vollständige Spaltung Deutschlands durch die Errichtung eines westdeutschen Teilstaates zu vollziehen, wurde deutlich erkennbar. Im Zuge dieser Entwicklung hatten die politischen Auseinandersetzungen zwischen Ost und West wesentlich an Schärfe zugenommen. Zu verzeichnen war, dass der Antikommunismus in starkem Maße an Stärke und Einfluss gewonnen hatte, die Möglichkeiten für eine sachliche Ost-West-Debatte zu Austragung unterschiedlicher Standpunkte stark geschrumpft waren. Andererseits war es gelungen, die Volkskongressbewegung für Einheit und gerechten Frieden, die trotz starker Behinderung auch die westlichen Besatzungszonen erfasste, zu stärken. Damit war in einer relativ kurzen Zeit eine völlig neue Lage in Deutschland entstanden, für die nicht mehr die Konzepte, die unmittelbar nach Kriegsende vorlegt wurden, ausreichten. Die neue Situation erforderte neue Antworten.

Diese Entwicklung führte zu der Auffassung, dass es notwendig und möglich sei, die bisher für notwendig erachtete Dauer der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus – Walter Ulbricht hatte sie einst von 10, 20, ja bis zu 30 Jahren benannt – rapide zu verkürzen. Hierbei wurden unerlässliche objektive und subjektive Voraussetzungen für einen allmählichen Übergang zur Schaffung der Grundlagen des Sozialismus missachtet, der erreichte Entwicklungsstand überschätzt. Es dominierte die Ansicht, dass durch eine Verkürzung der Übergangsperiode in den volksdemokratischen Ländern eine historische Gleichzeitigkeit mit der Entwicklung in der UdSSR erreicht werden könne, was die Herausbildung einer sozialistischen Staatengemeinschaft bzw. eines sozialistischen Weltsystems beschleunige und sich dadurch das internationale Kräfteverhältnis zu Gunsten des Sozialismus grundlegend verändere. Damit verbunden war – wenn auch in den einzelnen Ländern mehr oder weniger unterschiedlich – das Streben nach Gleichartigkeit, ausgerichtet nach dem sowjetischen Modell.

Diese Weichenstellung war folgeschwer. Die damit verbundenen Brüche waren tief und schmerzhaft, hatten teilweise dramatische Auswirkungen. Sie mussten aber, wie der DDR-Historiker Rolf Badstübner rückblickend feststellte, die DDR-Entwicklung nicht für immer bestimmen. Dennoch, wie auch immer man die Dinge betrachtet, das Schicksal der DDR war bis zuletzt untrennbar mit dem der UdSSR verbunden.

• Kurt Schneider

Als »neues« Geld die Welt regierte

Währungsunion am 1. Juli 1990 entscheidende Weichenstellung für die Angliederung der DDR an die BRD

Als am 20. Juni 1948 in Vollzug der separaten Währungsunion in den westlichen Besatzungszonen den Bürgerinnen und Bürgern die Deutsche Mark ausgereicht wurde, war der wirtschaftliche Trennungsstrich zwischen West- und Ostdeutschland unwiderruflich gezogen. Es schloss sich eine 41jährige doppelte deutsche Staatlichkeit an, deutlich gekennzeichnet durch den Kalten Krieg.

Als am 1. Juli 1990 durch das Inkrafttreten des Staatsvertrages über die Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion die Ausreichung der Deutschen Mark auch an die Bürgerinnen und Bürger der DDR erfolgte, war der entscheidende Schritt zur wirtschaftlichen Angliederung der DDR an die BRD vollzogen worden. Unter diesem Vorzeichen schloss sich der Beitritt der DDR zur BRD an.

Am 6. Februar 1990 hatte Bundeskanzler Kohl öffentlich Gespräche zur Einführung der D-Mark in der DDR angekündigt und damit den Inhalt der für eine Woche danach vorgesehenen Verhandlungen mit der Modrow-Regierung vorherbestimmt. Es war deutlich geworden, dass unter diesem Druck – immer lauter wurde die Losung »Kommt die D-Mark, bleiben wir, kommt sie nicht, gehen wir zu ihr!« – eine längere Phase der Vorbereitung einer einheitlichen deutschen Staatlichkeit unmöglich geworden war, erst recht nach den letzten Volkskammerwahlen am 18. März 1990.

Am 18. Mai 1990 unterzeichneten die Finanzminister beider Länder, Theodor Waigel und Walter Romberg, den Staatsvertrag über Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion. Am 21. Juni stimmte der Bundestag dem entsprechenden Gesetz mit 444 Ja-Stimmen gegen 60 Nein-Stimmen zu.

Die Mehrheit der Menschen in der DDR verbanden mit der Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion nicht nur große Hoffnungen, sondern auch Ansprüche. Genährt wurden diese von den politischen Machern der deutschen Einheit, insbesondere der Unionsparteien, die bei den für den 2. Dezember 1990 angesetzten ersten Bundestagswahlen nach der Einheit Deutschlands auf die Weiterführung ihrer Vormachtsstellung setzten. Daher hatte Kohl mit strategischer Sicht das Bild der »blühenden Landschaften« im Osten heraufbeschworen, »in denen es sich zu leben und zu arbeiten lohnt«. In der Fernsehansprache am 1. Juli 1990 gab er die »Gewähr dafür, dass sich die Lebensbedingungen rasch und durchgreifend bessern« und gemeinsam mit dem letzten DDR-Ministerpräsidenten, Lothar de Maiziere, versprach er: »Es wird niemandem schlechter gehen als zuvor – dafür vielen besser.«

Die Währungsunion brachte von heute auf morgen das bundesdeutsche Warensortiment in die DDR-Verkaufsstellen zulasten der eigenen Warenproduktion. Damit floss die Kaufkraft des Ostens in westliche Produkte ab. Durch den Währungswechsel brachen der DDR-Industrie die traditionellen Absatzmärkte in Osteuropa nahezu über Nacht weg. In Verknüpfung mit der Wirtschaftsunion kam es zu einer weitgehenden Stilllegung der Betriebe im Osten. Die international konkurrenzfähigen Teile der Industrie, die so genannten Filetstücke, wurden bei der Umstellung von der sozialistischen Planwirtschaft auf die Marktwirtschaft Bestandteil bundesdeutscher

oder ausländischer Konzerne. Die seit 1990 bestehende Treuhandanstalt schloss später ihre Privatisierungsbilanz mit einem Defizit von 275 Milliarden DM ab und hinterließ eine weitgehende Deindustrialisierung der und damit verbunden, eine anhaltende Massenarbeitslosigkeit mit allen damit einhergehenden sozialen Folgen.

Der von Romberger und anderen Kräften vertretene Standpunkt, für die DDR-Industrie ein Anpassungskonzept zu beschließen, wurde von westdeutscher Seite hartnäckig abgelehnt. Somit erfolgte die plötzliche Einführung der D-Mark ohne vorherige Anpassung der DDR Betriebe mit den bekannten katastrophalen Folgen. Zu dem insgesamt gewählten Weg war von Bundeskanzler Kohl zu hören: »Es wird keine wirtschaftliche Entscheidung, die Wirtschafts- und Währungsunion, es wird eine politische Entscheidung! Unsere Kriegskassen sind voll.«

So ist zwanzig Jahre nach dem Inkrafttreten der Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion festzustellen: Durch die neoliberale Politik der herrschenden Kreise wurde und wird der Sozialstaat zunehmend dezimiert, ist mittlerweile die Stabilität des Euro, der Nachfolgewährung der DM, hochgradig gefährdet. Von einer tatsächlichen Sozialunion sind wir noch weit entfernt. Die Lebensverhältnisse in West und Ost klaffen noch weit auseinander, die Löhne, die Renten und vieles andere mehr. Eine positive Tendenz ist nicht abzusehen. Nach dem Beitritt der DDR zur BRD sind weitere etwa 2 ½ Millionen Bürger nach dem Westen gegangen, meist gut ausgebildete junge Leute.

• K.Sch. / W. St.

Was sich hinter Leipziger Straßennamen verbirgt

Anlässlich des 40. Jahrestages der Novemberrevolution wurden in Reudnitz-Thonberg zwei Straßen nach den Führern des Matrosenaufstandes vom August 1917 benannt. Sie waren bis dahin die Nostitz- bzw. Wallwitzstraße. Fast jeder ältere DDR-Bürger kennt die Namen von Max Reichpietsch und Albin Köbis, doch über die beiden ist nur wenig bekannt.

Max Reichpietsch wurde am 24.10.1894 in Berlin-Charlottenburg in einer neapostolischen Familie geboren. Mit 18 Jahren ging er 1912 zur Marine. Ein aufgeweckter junger Mann, der politisch jedoch völlig ungeschult und unerfahren war. Von solcherart Problemen hatte er naive Vorstellungen. 1917 war er Matrose auf dem Linienschiff »Friedrich der Große«.

Albin Köbis war zwei Jahre älter als Reichpietsch und auch Berliner (*18.12.1892). Auch er war 1912 freiwillig in die Marine eingetreten. Im Jahr 1917 war er Heizer auf der »Prinzregent Luitbold«. Politisch stand er der USPD nahe.

Da die Engländer einer von Tirpitz angestrebten Entscheidungsschlacht aus dem Weg gingen und stattdessen eine Blockade errichteten, lag die kaiserliche Flotte im Sommer 1917 tatenlos in den Häfen Kiel und Wilhelmshaven. Die



Stilleben mit Fahrrad und Straßenschild

Reichpietsch / Köbisstraße

Stimmung auf den Schiffen war entsprechend. Landgang und Heimaturlaub blieben untersagt, das Essen schmeckte miserabel. Es gab meist Dörrgemüse. Nur die Offiziere bekamen Fleisch und Frisches. Zu allem mussten die Matrosen stundenlangen Exerzierdienst ertragen und wurden dabei schikaniert.

Der Unmut wuchs und die Matrosen mehrerer Schiffe verweigerten den mor-

gendlichen Dienstantritt. Die Marineführung antwortete mit drakonischen Maßnahmen. Sie stellte vom Flaggschiff »Friedrich der Große« den Oberheizer Sachse sowie die Matrosen Weber und Reichpietsch und von der »Prinzregent Luitbold« den Heizer Köbis und den Matrosen Becker vor das Kriegsgericht und dieses verurteilte alle fünf »Haupträdelsführer« zum Tode. Da ein unabhängiger Gutachter keinen Aufstand bestätigen konnte wurden drei der Verurteilten begnadigt. An Reichpietsch und Köbis wurde ein Exempel statuiert. Sie wurden am 5.9.1917 in der Wahner Heide bei Köln erschossen.

Die Gräber und ein Gedenkstein befinden sich heute auf dem Schießplatz einer Luftwaffenkaserne. Diese Gedenkstätte war bis 1933 und ab 1945 frei zugänglich. Nach dem KPD-Verbot gestattete die Bundeswehr den Zugang nicht mehr. Erst 2007 wurde dort nach Protesten offizielles Gedenken wieder gestattet. Der Oberheizer Willy Sachse war übrigens ein Leipziger, der als Schriftsteller (Alaska Jim u.a.) bekannt wurde und 1944 gemeinsam mit Robert Uhrig zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Seinen Namen trägt allerdings keine Leipziger Straße.

• Dieter Kürschner

Kalenderblatt

Vor 110 Jahren geboren: FRITZ BISCHOFF

Der Sohn eines Arbeiterehepaares aus Rixdorf bei Berlin wurde am 1. Juli 1900 geboren. Zeitig fand er den Weg zur Spartakusgruppe; und trat nach ihrer Gründung der KPD bei. Von 1922 bis 1930 arbeitete er als kaufmännischer Angestellter bei der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin und Hamburg, Jahre, die ihn politisch prägten.

Im Alter von 25 Jahren wurde Fritz Bischoff ehrenamtlicher Mitarbeiter der KPD-Bezirksleitung Wasserkante der KPD. Hier wandte er sich kulturpolitischen Fragen, zu. 1930 erfolgte seine Wahl zum Vorsitzenden der Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur. Später übernahm er auch den Vorsitz des Verbandes proletarischer Freidenker Deutschlands.

Im Herbst 1933 berief ihn das ZK der KPD zum Politischen Sekretär der illegalen Bezirksleitung Hessen-Frankfurt. In dieser Funktion trug er wesentlich dazu bei, dass sich Anfänge einer engen Zusammenarbeit zwischen den illegalen kommunistischen und sozialdemokratischen Parteiorganisationen herauszubilden begannen.

Doch am 23. September 1934 erfolgte bei einer illegalen Tagung in Heidelberg seine Verhaftung. Ende Dezember 1934 wurde er zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, die er in Kassel-Wehlheiden verbrachte. Anschließend war er in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Neuengamme der faschistischen Willkür ausgesetzt. In beiden Lagern gehörte er der illegalen Parteiorganisation an und arbeitete er zeitweilig im Krankenrevier. Sein Mut und seine Besonnenheit halfen zahlreichen Häftlingen das Leben zu retten.

Mitte April 1945 evakuierte die SS das KZ Neuengamme und trieb nahezu 9000 verhungerte Häftlinge des Hauptlagers nach dem Lübecker Hafen. Von dort aus brachte ab dem 26. April das Frachtschiff »Athen« bis zu 7000 Häftlinge zunächst an Bord der »Cap Arcona«, die in der Neustädter Bucht lag. Am 3. Mai wurden das Frachtschiff »Thielbek«, mit etwa 2000 Häftlingen an Bord, und der Luxusliner »Cap Arcona«, auf dem rd. 5000 Häftlinge zusammengepfercht waren, von der britischen Luftwaffe, die im Ostseeraum die Absetzbewegungen deutscher Truppen per Schiff zu verhindern versuchten, bombardiert. Schwer getroffen versanken beide Schiffe.

Von den über 7000 Häftlingen an Bord beider Schiffe überlebten etwa 400 den Angriff. Häftlinge, die sich schwimmend an Land retten konnten, wurden von der SS erschossen. Zu den Opfern dieser Tragödie unmittelbar vor Kriegsende gehörte auch Fritz Bischoff, der nach fast 11-jähriger faschistischer Haft den Tod fand. Ein Vertreter des Schwedischen Roten Kreuzes hatte am Abend des 2. Mai einen britischen Offizier über die KZ-Häftlinge auf den Schiffen in der Neustädter Bucht informiert. Jedoch erreichte diese Information nicht rechtzeitig die Verantwortlichen der Royal Air Force.

• Kurt Schneider

Veranstaltung im Schwimmstadion 1959



Quelle: Deutsche Fotothek

Das 1956 erbaute Leipziger Schwimmstadion ist Geschichte. 2004 wurde es abgerissen. Der verschonte Restbau, der Kassenbereich mit Nordtribüne und Sprecherturm ist denkmalgeschützt und wird eine Nachnutzung erfahren. Bis zum Jahre 2015 soll dort das neue Sportmuseum Leipzig entstehen. Das beschloss der Stadtrat bereits am 19. September 2007. Doch die Angelegenheit ist nicht ganz einfach. Sie ahnen es vielleicht, es fehlt am nötigen Geld. Dazu später mehr.

Das Sportmuseum war zum Zeitpunkt seiner Eröffnung im Jahre 1977 auf der Dammkrone des Zentralstadions das erste deutsche Museum seiner Art überhaupt und 22 Jahre lang das einzige in Deutschland, welches sich mit der Sportgeschichte befasste. Das Deutsche Sport- und Olympiamuseum in Köln wurde erst im Jahre 1999 eröffnet. Da war das Leipziger Sportmuseum schon längst geschlossen, genau seit dem Jahr 1991.

Nach der Wende war dieses Objekt machen Verantwortlichen ein Dorn im Auge. Arbeitssport und 40 Jahre DDR-Sport waren nicht »gesamtddeutsch«. Außerdem sollte in Köln ein Sport- und Olympiamuseum errichtet werden, mit einem besonderen Bereich für den DDR-Sport. Ein Leipziger Sportmuseum war also überflüssig. Hinzu kam der problematische Standort, denn das Zentralstadion sollte privatisiert werden und die Verwaltungsräume waren für das neu zu bildende Vermögensamt der Stadt vorgesehen. Das Museum musste 1992 die Stadionräume verlassen und in die ehemalige Iskra-Gedenkstätte nach Probstheida, sowie in eine Lagerhalle nach Thekla umziehen. Das Turnfestarchiv wurde von der Nordanlage in das Hauptgebäude des Zentralstadions verlagert. 1994 zog das Museum dann samt Fundus in das heutige Quartier um, in die Kellerräume des Sportklubs DHfK Leipzig am Rosenthal. Dort lagern die inzwischen über 80 000 sporthistorischen Musealen unter schwierigen Bedingungen und sind für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Von Zeit zu Zeit werden Einzelstücke z. B. als Deko-Beiwerk zu MDR-Sendungen oder zu Ausstellungszwecken verliehen. Kürzlich erst an das Zeitgeschichtliche Forum für die Präsentation »Wir gegen uns«.

Schon 1991, als die Schließung des Museums abzusehen war, hatten sich Leipziger Sportfreunde die Erhaltung des Museums ausgesprochen und am 10. Oktober 1991 den Förderverein Sächsisches Sportmuseum Leipzig e.V. gegründet. Der Verein sah seine wichtigste Aufgabe zunächst darin, die sporthistorischen Sammlungen vor der Vernichtung zu bewahren. Nach dem Willen einiger damaliger Stadtpolitiker



Eine Konzeptstudie des Architekturbüros Weis und Volkmann zeigt, wie das künftige Areal von außen aussehen soll.

Sportmuseum soll bis 2015 im ehemaligen Schwimmstadion neu entstehen



Der Eingang zum einstigen Sportmuseum auf der Dammkrone des Stadions.

Quelle: Sportmuseum Leipzig

sollte das »ganze Zeug« geschreddert, oder nach Köln gegeben werden. Durch die Angliederung des Sportmuseums an das Stadtgeschichtliche Museum und die Übernahme von zwei verbliebenen Mitarbeitern durch die Stadt, konnte der Fundus gerettet und bildete die Basis, ein Leipziger oder Sächsisches Sportmuseum wieder bzw. neu zu gründen. Das war die zweite wichtige Aufgabe des Fördervereins: Räume bzw. Objekte zu finden, in denen Dauerausstellungen möglich sind. Diese Suche gestaltete sich über viele Jahre schwierig bis aussichtslos.

Museumsmitarbeiter und Förderverein gestalteten Einzelausstellungen zu sportlichen Veranstaltungen in Leipzig, etwa bei Welt- und Europameisterschaften, zuletzt während der Fußball-

WM mit der Ausstellung »Herr der Regeln«. Die Ausstellung »OlympArt - Medaillen und Diplome der Olympischen Spiele« ist eine Wanderausstellung, die seit 1992 existiert, ständig ergänzt und an Interessierte verliehen wird. Sporthistorische und -pädagogische Projekte werden durch den Förderverein weitergeführt und betreut. Noch während der letzten Monate der Existenz, also 1991, wurde das museums-pädagogische Programm »Alte Spiele wieder entdeckt« entwickelt und noch heute, während der Ferien, für Kindern angeboten. Ein Forschungsprojekt über historische Sportstätten in Leipzig läuft seit Mitte der neunziger Jahre. Ein erstes Buch über Leipziger Bäder war 2004 unter dem Titel »Leipzig geht baden« erschienen und ist inzwischen



Dunkle Trostlosigkeit anno 2010

Foto: Lars Brunner

vergriffen. Ein weiteres Buch ist in Vorbereitung über Leipziger Vereins- und Schulsporthallen. Umfangreiche Unterstützung gewährten hier die Bundesagentur für Arbeit bzw. die ARGEn der Stadt und des Landkreises, in dem Langzeitarbeitslose für die Mitarbeit am Projekt gefördert werden.

All das trug dazu bei, dass die regionale Sportgeschichte und die Erinnerungen an das Leipziger Museum, von 1977 bis 1992 erhalten geblieben sind. Zum Glück erfolgte auch im Rathaus ein Umdenken. Inzwischen wird die Tätigkeit des Fördervereins akzeptiert. Nicht zuletzt auch durch das Engagement der Linksfraktion im Stadtrat und das Wirken des Direktors des Stadtgeschichtlichen Museums, Dr. Volker Rodekamp, der die Pläne des Vereins und der Stadt, ein Sportmuseum im Restbau des ehemaligen Schwimmstadions zu errichten, unterstützt. Das Areal soll durch den Bau einer Dreifelderhalle für die Sportmittelschule eine weitere Aufwertung erhalten und Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Sports sinnbildlich miteinander verbinden. Das neue Museumskonzept liegt vor, der Leipziger Stadtrat hat sich für den Standort ausgesprochen, doch vor 2012 kann der Bau nicht begonnen werden. Für die Sanierung des maroden Gebäudes müssen 2,4 Millionen Euro veranschlagt werden. Geld, welches erst 2012 im Haushalt eingeplant werden kann. Bislang wurde eine Notsicherung durchgeführt, damit die Bausubstanz keinen weiteren Schaden nimmt. Übrigens hat der Förderverein dafür eine Summe von 20 000 Euro beigesteuert. Jetzt ist er auf der Suche nach Sponsoren und Geldgebern, damit die Stadt die Kosten für die Sanierung nicht alleine schultern muss. Spenden für die Sanierung werden also gebraucht und ebenso willkommen Mittel für die Aufrechterhaltung des Vereinsbetriebes.

Spendenkonto 1100 046 417

**Sparkasse Leipzig,
BLZ: 860 555 92**

Übrigens soll dieser neue sportliche Museumstrakt nach erfolgreicher Sanierung zum Stadtjubiläum 2015 eröffnet werden. Bleibt zu hoffen, dass keiner bei diesem wahrlich komplizierten Hindernislauf stürzt oder aufgibt.

• **Lars Brunner**

www.sportmuseum-leipzig.de

Jonny ist tot

Dass sein Vorname Walter lautete, war vielen Autoren und Gesprächspartnern von Jonny Florstedt nicht bewusst – sie kannten ihn nur als Jonny. Zu dem kam er in den ersten Nachkriegsjahren und den wurde er nicht wieder los, ja, er wollte ihn auch gar nicht wieder los werden.

Für den am 3. August 1928 in einer proletarischen Familie geborenen begann die journalistische Lehrzeit 1946 bei der »Leipziger Volkszeitung« als Volontär und Redaktionsassistent. Es folgten fünf Jahre beim Rundfunk und zwei Jahre bei der Bereitschaftspolizei, bis er 1957 wieder zur LVZ zurückkehrte. Für Jonny, der die Stadt wie seine Westentasche kannte, wurde zuerst die Lokalredaktion für mehrere Jahre sein journalistisches Betätigungsfeld. Danach galt der Außenpolitik sein Interesse, bis er Ende der 70er-Jahre an die Fachschule für Journalistik wechselte, wo er vielen Hörern seine praktischen Erfahrungen und theoretischen Kenntnisse vermittelte. Dass einem politischen Vollblutjournalisten wie Jonny Florstedt die Gründung von LEIPZIGS NEUE nicht kalt ließ, ist verständlich. Und so gehörte er für mehrere Jahre zu jenen Aktiven, die uneigennützig halfen, das Projekt einer linken Zeitung voranzubringen. Das bleibt unvergessen.

Einen letzten Salut unserem Kollegen, Freund und Genossen Jonny, dessen Leben sich am 8. Mai vollendet hat.

• esch.

War Otto Grotewohl ein »Versager«?

Zur neuen Biographie, vorgestellt in LN 4' 10

Der Ministerpräsident war 1964 Ehrenbürger in Dresden geworden und hatte eine besonders enge Beziehung zu Elbflorenz. Nach 1946 war er Mitglied des sächsischen Landtags, dessen Präsident Otto Buchwitz war. Ich erlebte Otto Grotewohl auch bei seiner Rede zur Goethehuldung der FDJ am 22. März 1949 in Weimar. Sein Thema war »Amboss oder Hammer«. Ich habe Grotewohls Stimme heute noch im Ohr. Niemals mehr habe ich eine Rede gehört, die vom Inhalt und der Rhetorik her einen solchen Eindruck bei mir hinterlassen hat.

Ich wünschte jedem Jugendlichen, er könnte sie heute hören. Das Wirken Otto Grotewohls ist vom Wiederaufbau der Dresdner Wissenschaft, Kunst und Kultur nicht zu trennen. Inmitten der Trümmer eröffnete er am 25. August 1946 die erste Kunstaussstellung nach dem Krieg mit wegweisenden Ratschlägen. Ohne

ihn wären der Aufbau des Zwingers, des Schauspielhauses und der Gemäldegalerie nicht denkbar gewesen. Mit Max Seydewitz organisierte er die Rückkehr der Gemälde, die 1945 von Sowjetarmisten vor der Zerstörung gerettet worden waren. Ich begegnete Otto Grotewohl am 6. Juli 1990 bei der Kundgebung in Zgorzelec, als das Abkommen über die Endgültigkeit der Oder-Neiße-Friedensgrenze unterzeichnet wurde.

Ich gehörte zu jenen, die diesen historischen Akt miterleben durften, der bis 1990 wirkte. Die BRD hatte 1990 die Grenze an Oder und Neiße immer noch nicht völkerrechtlich verbindlich anerkannt. Adenauer, Schumacher und Wehner hatten den »deutschen Bruder« Grotewohl wegen der Unterzeichnung des Abkommens in einer Weise verleumdet, dass sich die Wiedergabe der Schimpfwörter verbietet.

HORST SCHNEIDER, Dresden

Blumen für Karl Marx

Zur Ehrung am Relief »Aufbruch« in LN 5' 10

Der »neutrale« Boden vor der Sportmedizin der ehemaligen DHfK war einmal für mich heilig.

In meiner Kindheit und Jugend war dieses Terrain mein zweites zu Hause. Froh bin ich allerdings, nicht auf dem Foto abgelichtet zu sein, obwohl ich da war. Diese Agit-Prop Veranstaltung hatte nichts mit meiner Verehrung für

Karl Marx zu tun.

So werde ich in Zukunft allein meine Blumen zu ihm bringen, wie zu einem geliebten Grossvater!

Der Redner, dem ich kein Applaus geben konnte und wollte, dem möchte ich zurufen: »Wer schreit hat Unrecht!«

Freundliche Grüße aus der Schweiz

PETRA ZIMPEL

Leser über LN

Nachdem ich nun fast ein Jahr »Leipzigs Neue« abonniert habe, möchte ich meinen Dank für diese Zeitung aussprechen. So habe ich mir eine linke Zeitung vorgestellt: informativ, kulturvoll und bildend in Politik, Kultur und Geschichte. Unsere Zeitung hier in Mecklenburg-Vorpommern (»Das offene Blatt«) war fast ausschließlich ein Informationsblatt über Landtagsfraktion und Auswertung von Landesparteitagen. Seit nun mehr fast zwei Jahren erscheint die Zeitung nicht mehr. Anträge auf Gestaltung einer neuen, besseren Zeitung werden als nicht akzeptabel abgewiesen. (Hinweis: Information geht auch übers Internet). Ihr zeigt, dass eine linke Zeitung nicht langweilig sein muss. Ich gebe die Zeitung auch an andere zum Lesen weiter. Macht bitte weiter so! Ich wünsche viele Abonnenten, auch bundesweit.

WALTRAUT TEGGE, per E-Mail

Wir beglückwünschen Euch und uns Leser zur »Volljährigkeit«. Die Veränderungen am Outfit der Zeitung gefallen uns sehr gut. Sie erhöhen die Attraktivität des Erscheinungsbildes und orientieren uns Leser noch besser auf die wesentlichen Inhalte der jeweiligen Ausgabe. Wir warten jeden Monat gespannt auf die »Neue«.

HARTMANN, Neubrandenburg

Glückwunsch zum Relaunch der LN! Der Titel gefällt mir so eindeutig besser und auch die optische Lesbarkeit hat sich wirklich verbessert.

H. R., per E-Mail

Ich muss sagen, das hat sich alles vom Entlein zum Schwan gemauert. So ist es auch von Außen gesehen angenehm, die »Neue« in die Hand zu nehmen.

G. P., per E-Mail

Layout stimmig und farblich dezent. Einfach gut!

M. J., per E-Mail

Ich möchte euch gerne meinen persönlichen Dank für die immer wieder lesenswerte Zeitung schreiben. Ich habe auch die Artikel anlässlich des 600-jährigen Unijubiläums und des Studentestreiks gespannt mitverfolgt, da ich zur Zeit selbst an der Uni studiere und mir die Probleme aus erster Hand bekannt sind. Ganz besonders interessieren mich die Artikel über die DDR-Geschichte, die heutzutage in der Schule viel zu sehr außer Acht gelassen und verunglimpft wird. Somit erscheint es mir stets willkommen, die Dinge von verschiedenen Perspektiven aus beleuchtet zu sehen, damit ich mir mein eigenes Bild von der Geschichte machen kann.

JULIA, per E-Mail

»quer gedacht«

von Eva Lenn LN 5' 10

Ihr Beitrag regt mich an, einige Gedanken loszuwerden. Vor einiger Zeit tauchten Plakate auf »Lecker Strom«. Naja, die Kleinsten können noch nicht lesen und die Schulanfänger, die schon so schlau sind, kann man heute vielleicht nicht mehr auf die blöde Idee bringen, die Zunge an die Steckdose zu halten, dachte ich?

LORE WELZ, Leipzig

Hamburger Korrespondenz oder »Die Stadt und ihre Skandale«

Der Auftakt war die Durchsuchung der Wohnung von Hamburgs neuem Finanzsenator Carsten Frigge. Der CDU-Mann ist verstrickt in die Finanzaffäre der Rheinland-Pfälzischen Partei. Gegen den früheren CDU-Fraktionschef Christoph Böhr wird wegen Untreue ermittelt. Im Kern geht es dabei um die Frage, ob Fraktionsgeld – also Steuergeld – für die Parteiarbeit verwendet und nicht korrekt verbucht wurde. Es handelt sich dabei um die gewiss nicht kleine Summe von knapp 400 000 Euro. Ein Prüfbericht des Landesrechnungshof Rheinland-Pfalz der Jahre 2003 bis 2006 setzte die Ermittlungen in Gang, da Beratungsleistungen nicht zwischen Fraktion und Landesverband getrennt wurden.

Dem neuen Finanzsenator Carsten Frigge wird angelastet, in seiner früheren Funktion als Gesellschafter einer Beratungsfirma das Geld für die Erarbeitung und Umsetzung eines Wahlkampfkonzeptes verwendet zu haben. Gegenüber Journalisten sagte Frigge: »Ich war überrascht, als Beamte morgens wegen einer Hausdurchsuchung vor meiner Tür standen. Ich bin mir keiner Schuld bewusst«. In die Ermittlung der Mainzer Staatsanwaltschaft einbezogen ist der frühere parlamentarische Geschäftsführer der CDU im rheinland-pfälzischen Landtag Herbert Jullien. Im Mai wurden auch die Geschäftsräu-

me der HSH Nordbank wie auch die Wohnungen von fünf ehemaligen Vorstandsmitgliedern von der Hamburger Staatsanwaltschaft durchsucht. Seit Herbst 2009 ermittelt die Behörde, ob frühere oder derzeitige Vorstände der Bank bei den verlustträchtigen so genannten Omega-Geschäften, die getätigt wurden, um die Bilanz von Risiken zu entlasten, gegen Gesetze verstoßen zu haben. Wegen mißglückter Geschäfte mußte die Bank 2008 eine halbe Milliarde Euro abschreiben. Auch 2010 wird mit einem Fehlbetrag von 725 Millionen Euro gerechnet. Dabei konnte die Landesbank von Hamburg und Schleswig-Holstein nur mit einer Milliardenhilfe gerettet werden. Viele Fragen, warum die Bank in tiefrote Zahlen abrutschte, sind bisher noch nicht geklärt. Man wird sehen, was bei den Ermittlungen herauskommt.

Auch die Elbphilharmonie bleibt weiter ein Skandal. Die Kosten des Musiktempels, aufgepflöpft auf einem nicht mehr benötigten Kaispeicher, stiegen von einmal geschätzten 186 Millionen auf jetzt 450 Millionen Euro. Ein Ende der Nachforderungen ist nicht in Sicht. Trotzdem wurde mit großem Pomp und 1200 Gästen Richtfest gefeiert. Mit einem Transparent: »Schandmal für die Reichen« bezeugten Demonstranten ihre Haltung zum Bau. Dabei ist die Liste der Baumängel

gewaltig. Derzeit liegen zwischen den Schweizer Architekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron sowie der Baufirma »Hochtief«, Welten. Die Abweichungen gehen bei diesem Bau weit über die üblichen Bautoleranzen hinaus. Alle aufgelisteten Baumängel, so die Schweizer Architekten, lassen sich jetzt noch beheben. Pierre de Meuron: »Solche Probleme, wie sie hier vorliegen, habe ich in meinem Berufsleben in der Tat noch nicht erlebt.« Ob die Elbphilharmonie 2013 eröffnet wird, ist sehr fraglich.

Mit Sparmaßnahmen werden die KITAS der Stadt bedacht. Ab 1. August müssen die Eltern für die Betreuung eines Kindes teilweise bis zu 100 Euro mehr zahlen. Seit Mai hat es auch eine Steigerung beim Essengeld der KITAS gegeben. Bis zu zwei Euro pro Tag wurden die Kosten angehoben. Bereits jetzt haben wegen der Gebührenerhöhung Eltern ihre Kinder aus der Betreuung genommen oder die Zeit reduziert.

• Karl-H. Walloch

Zuschriften im »Briefkasten« können bei Wahrung ihres Sinngehaltes gekürzt sein und widerspiegeln nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion. (Wir übernehmen keine Gewähr für unverlangt eingesandte Manuskripte.)



Bestellschein

LIEFERANSCHRIFT:

Name, Vorname
 Straße, Hausnummer
 PLZ, Ort
 evtl. Telefon
 e-mail-Adresse

ANSCHRIFT UND KUNDEN-NR. des Werbers* bzw. Geschenkgebers*

* Nichtzutreffendes bitte streichen

Kundennummer
 Name, Vorname
 Straße, Hausnummer
 PLZ, Ort

- ☐ Probe-Abo (3,00 Euro für ein Vierteljahr)
☐ Normal-Abo (10,80 Euro im Halbjahr)
☐ Studierenden-Abo (10,80 Euro im Jahr) bei Kopie des Studentenausweises
☐ Internet-Abo (15,00 Euro im Jahr)

Solidaritätspreis:

- ☐ Ich möchte LEIPZIGS NEUE unterstützen und zahle zum Halbjahrespreis zusätzlich 5,00 Euro.

bitte ausgefüllt schicken an:
 LEIPZIGS NEUE, Braustraße 15, 04107 Leipzig

- ☐ Ich bitte um Rechnung
☐ Ich bezahle durch Bankeinzug
 Geldinstitut
 BLZ
 Kontonummer
 Kontoinhaber
 Datum, 1. Unterschrift des Auftraggebers
 Ich kann diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach Absendung (Datum Poststempel) widerrufen.
 2. Unterschrift des Auftraggebers

Die Zeitung erscheint monatlich und wird **bundesweit** über die Post/e-mail zugestellt. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein halbes Jahr, wenn ich es nicht bis **einen Monat vor Bezugsende** in der Redaktion künde.

Buchhandlung Rijap

Neu bei uns:

Klaus Steiniger: *Angela Davis. Eine Frau schreibt Geschichte*

Verlag Neues Leben, 12,95 Euro

Thomas Wiczorek: *Die geplünderte Republik*

Droemer / Knauer, 8,95 Euro

Jürgen Roth: *Gangsterwirtschaft. Wie uns die organisierte Kriminalität aufkauft.* Eichborn, 19,95

Wir beschaffen jedes lieferbare Buch.

Wir liefern in Leipzig frei Haus!

In alle anderen Orte Sachsens für geringes Porto!

Bestellen Sie per Telefon, Fax oder Internet

☎ 0341 - 9 11 01 70, Fax: 0341 - 9 11 01 71

www.buchhandlung-rijap.de



In Leipzig finden Sie uns in der

Filiale Axispassage

04159 Georg-Schumann-Str. 171

Filiale Eutritzscher Zentrum

04129 Wittenberger Str. 83

Filiale Büchermarkt Mockau Center

04357 Mockauer Str. 123

Filiale Wallmann

04155 Georg-Schumann-Str. 52



... unter uns!

Urlaub im Thüringer Wald

Gemütliches Ferienhaus für 2 - 3 Personen in ruhiger, sonniger Lage preiswert zu vermieten.

Tel./Fax: 03624/315208

mobil: 0172/3553347

Obama entschärft Atomdoktrin
 Berlin kommt am besten durch die Krise
 CS-Regierung ändert Militärstrategie: Nuklearer Angriff nur noch unter eingeschränkten Bedingungen
 Frühlingsgefühle am Arbeitsmarkt
 Linke Gewalt schwer im Kommen
 Angriff auf Bundeswehr nahe Kundus
 Bedingt gefechtsbereit
 Verschlag der Grünen: Hartz-IV-Empfänger als Hundekot-Kontrollierer
 Afghanistan: Karsai legt sich mit dem Westen an
 Sozialistisches Experiment
 Wie Chávez Venezuela herunterwirtschaftet
 Zensur: Kurlerservice DML hilft Kubas Regime beim Schnüffeln
 Massiver Mißbrauch auch in DDR-Heimen
 Israel: Einzige Demokratie im Nahen Osten
 Kein Geld für Krieg
 Pakistaner nicht Dialog mit den Taliban
 Iran entwickelt Atomsprenkopf
 Früherer Sowjetforscher hält bei Konstruktion der Waffe
 So wird bei Hartz IV abgezockt!

Sie lügen wie gedruckt. Wir drucken, wie sie lügen.

Am Kiosk

Die Tageszeitung
Junge Welt
 Besatzungswahlen
 Formeldiktat
 Verfassungsbeschwerden
 Charmeoﬀensive
 Geisteslandschaften
 CIA macht Stimm...

Probeabo

www.jungewelt.de

- ☐ Bitte schicken Sie mir oder folgender Person die Tageszeitung **junge Welt** für drei Wochen kostenlos. Das Testabo endet automatisch.

- ☐ Frau ☐ Herr

Name	Vorname	leipzigs neue
Straße/Nr.		PLZ/Ort
Telefon		E-Mail

An den Kosten beteilige ich mich freiwillig mit 6,00 Euro pro Testabo (bzw. einer Spende in Höhe von Euro).

Ja, ich bin damit einverstanden, daß Sie mich zwecks einer Leserbefragung zur Qualität der Zeitung, der Zustellung und zur Fortführung des Abonnements telefonisch kontaktieren. (jW garantiert, daß die Daten ausschließlich zur Kundenbetreuung genutzt werden.)

Datum/Unterschrift
 Die Belieferung soll ab Montag, den beginnen.

Ich ermächtige Sie hiermit, die Kostenbeteiligung von meinem Konto abzubuchen:

Kontonummer

Geldinstitut Bankleitzahl

Datum/Unterschrift

Coupon einsenden an: Verlag 8. Mai GmbH, Torstraße 6, 10119 Berlin, oder faxen an die 0 30/53 63 55-44

www.jungewelt.de/abo/3wochenabo.php • Abotelefon: 0 30/53 63 55-50



☎: 0341-9608531 Fax: 0341-2125877

VERANSTALTUNGEN

Mittwoch, 16. Juni, 18 Uhr, Dresden

Veranstaltungsreihe *Menschen, Politik und jüdisches Leben – Antisemitismus in der DDR, ein Mythos?*

Vortrag und Diskussion: *Neues Deutschland, alter Antisemitismus?* Mit Prof. Dr. Wolfgang Benz, Berlin. Veranstalter: Sächsische Jugendstiftung, Friedrich-Ebert-Stiftung, Courage – Werkstatt für demokratische Bildungsarbeit Dresden mit Unterstützung von Hatikva, Jüdische Gemeinde Dresden, Amadeu-Antonio-Stiftung und Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen.

Gedenkstätte Münchner Platz, G.-Bähr-Str. 7

Mittwoch, 16. Juni, 19 Uhr, Leipzig

Vortrag und Diskussion: *Wie weiter nach dem Scheitern der Klimakonferenz?* Mit PD. Dr. Achim Brunnengräber, TU Dresden.

WIR AG, Martin-Luther-Str. 21

Donnerstag, 17. Juni, 18 Uhr, Leipzig

Vortrag und Diskussion: *Das Bild der DDR in der Geschichte.* Mit Dr. Gerald Diesener, Leipzig.

Bürgerbüro, Gorkistr. 120

Donnerstag, 17. Juni, 17.30 Uhr, Leipzig

Buchvorstellung und Diskussion: *Das Baltikum – Zankapfel der Großmächte in Geschichte und Gegenwart.*

Mit Prof. Dr. Karl-Heinz Gräfe, Freital.

Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

Mittwoch, 23. Juni, 18 Uhr, Leipzig

Podiumsdiskussion: *Die Westsahara – Perspektiven und politische Blockaden.*

Mit Prof. Dr. Werner Ruf, Kassel, u. a.
Veranstalter: POLISARIO, ZEOK, DAFRIG und Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen.

Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

Mittwoch, 23. Juni, 19 Uhr, Dresden

Buchvorstellung und Diskussion: *Memorandum 2010 »Sozialökologische Regulierung statt Sparpolitik und Steuergeschenke«.*

Mit Dr. Axel Troost, MdB.

WIR AG, Martin-Luther-Str. 21

Donnerstag, 24. Juni, 18 Uhr, Leipzig

Buchvorstellung und Diskussion: *Reclaim the Budget – Staatsfinanzen reformieren.* Ein Beitrag zur Programmdiskussion der Partei DIE LINKE.

Mit dem Autor Dr. Jürgen Leibiger, Dresden.

Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

Donnerstag, 24. Juni, 18 Uhr, Leipzig

Buchvorstellung und Diskussion: *Albert Schweitzer. Medizin und Ethik.*

Mit dem Autor Ernst Luther.

Klub Gshelka, An der Kotsche 5

Dienstag, 29. Juni, 18 Uhr, Leipzig

Vortrag und Diskussion: *»Liebe deine Feinde – hasse deine Freunde?« Der Umgang der Linken miteinander. Die Philosophie der Ich-Du-Beziehung von Ludwig Feuerbach.*

Mit Gert Lange, Berlin.

Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

Mittwoch, 30. Juni, 18 Uhr, Leipzig ***

Vortrag und Diskussion: *Lateinamerika und die globale Krise des Kapitalismus: Revolution oder doch nur Populismus?* Mit Prof. Dr. Steffan Dietrich, Soziologe an der Universidad Autónoma Metropolitana, Mexiko Stadt. In Zusammenarbeit mit Quetzal Leipzig e. V.

Teilnehmergebühr: 2 Euro

Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

*** Gemeinsam mit Rosa-Luxemburg-Stiftung. Gesellschaftsanalyse und politische Bildung e. V. Die Veranstaltungen sind öffentlich.

15. Grünauer Kultursommer

Das Verbrechen von nebenan

Ein Stadtteilrundgang der anderen Art über die Kirschbergsiedlung bis zum KOMM-Haus.

Treff: **18. Juni, 18 Uhr**, S-Bahnbrücke am Allee-Center

Henner Kotte liest ab 20 Uhr im KOMM-Haus schauerliche und andere Geschichten

Was vom Jahrhundert übrig blieb

Fotoausstellung des Leipziger Fotografen **Tristan Schröder** im Linksbüro Alt-West, Georg-Schwarz-Str. 8.

Die Ausstellung ist bis **24.6.** geöffnet

Schillerhaus

Menckestr. 42

THEATER

13.6. und 17.-20.6., 19 Uhr:

Der Impressario von Smyrna, von Carlo Goldoni, Freie Theatergruppe »Kulturbeutel«

20.6., 11 Uhr: Ein Sonntagmorgen bei Oma Schneider. Komödie mit Schülern des Friedrich-Schiller-Gymnasiums. Anschließend Führung der historisch kostümierten Darsteller durch das Schillerhaus.

Der Eintritt für alle Vorstellungen beträgt 6, ermäßigt 4 Euro.

ISOR e. V.

Beratungen für Rentner und angehende Rentner, die Mitarbeiter der bewaffneten Organe und der Zollverwaltung der DDR waren, sowie für diejenigen, die nach der Neufassung des § 6, Abs. 2 AAÜG neu vom Rentenstraftrecht bedroht sind. **Sprechstunden:** jeden vierten Mittwoch, 16–17 Uhr, im Stadtteilzentrum Messemagistrale, Str. des 18. Oktober 10a

Stadtteilzentrum Messemagistrale (SZM)

Straße des 18. Oktober 10a

1.7., 15 Uhr: Gedächtnistraining

7.7., 14.30 Uhr: Singen für und mit Alt und Jung

8.7., 15 Uhr, Café mit Thema: Was gibt es Neues von den Krankenkassen? Was bieten Kranken- und Pflegekassen im Alter?

9.7., 15 Uhr: Wir spielen Fußball wie die Weltmeister und essen vom Grillmeister. Bitte anmelden, Kosten: 2/1 Euro

15.7., 15 Uhr: Erzählcafé

Stadtgeschichtliches Museum

Leipzig, Markt 1

NEUBAU, Böttchergasse 3

Ausstellungen

Als wär's ein Stück von mir. Fotografien von Gerhard Weber, bis 5.9.

Von Leipzig in die Welt. Europas erstes Porzellan – 300 Jahre Meißner Porzellan auf der Leipziger Messe, bis 5.9.

Veranstaltungen

13.6., 11 Uhr und 16.6., 17 Uhr: *Führung in der Ausstellung »Europas erstes Porzellan«*

19.6., 16 Uhr: Familien-Theater-Café für Kinder ab 4 Jahren: *Figurenschauspiel Dornröschen.* Anmeldung erforderlich: 0341-23880189

28.6., 10 Uhr: Pinocchio zu Besuch im LIPSIKUS Ein heiteres Programm mit *Gesang, Steptanz und Geschichten.* Für Kinder ab 6 Jahren.

ALTES RATHAUS, Markt 1

Ausstellungen

Ständig, im 1. OG: *Stadtgeschichte vom Mittelalter bis zur Völkerschlacht.*

Veranstaltungen

13.6., 11 Uhr: Lächerliche Plaudereien auf Sächsisch mit Marktfrau Marlene im Alten Rathaus. Eintritt: 6 €

13.6. und 17.6., 15 Uhr: Begegnung mit Johann Sebastian Bach. Vergnüglicher Museumsrundgang mit dem Thomaskantor. Eintritt: 6 Euro

22.6., 16.30 Uhr: Begegnung mit Clara Schumann. Sopranistin Ulrike Richter führt singend durch das Alte Rathaus. Eintritt: 6 Euro.

23.6., 17 Uhr: Fesseln (des) aus der Leipziger Justizgeschichte. Führung durch das unterirdische Gewölbe mit historischen Gefängniszellen. Für Jugendliche ab 14 Jahren geeignet.

30.6., 13 Uhr: Muse(um) am Mittag – Punkt eins. *Vergessen. Leipzigs slawische Wurzeln.*

ALTE BÖRSE, Naschmarkt

16.6., 16 Uhr: A Cappella Konzert mit dem Leipziger Ensemble Five Gentlemen.

Wir gratulieren unserem Genossen

Gerd Gräber

nachträglich ganz herzlich zu seinem
65. Geburtstag.

Wir wünschen ihm gute Gesundheit und danken
für die jahrzehntelange aktive Mitarbeit.

Die Mitglieder des Ortsverbandes Connewitz/Dölitz
der Partei DIE LINKE

Unsere Genossin

Erika Schulz

begeht am **22. Juni** ihren

80. Geburtstag.

Wir gratulieren ganz herzlich und wünschen
ihr auch weiterhin gute Gesundheit und
Schaffenskraft.

Die Mitglieder der Basisorganisation Lößnig
der Partei DIE LINKE

Initiative

Christliche Linke

14.6., 18 Uhr, Gemeindefaal der Nikolaikirche Leipzig: *Atheismus aus marxistischer und christlicher Sicht.* Referent: Prof. Dr. Horst Pickert.

Louise-Otto-Peters-Gesellschaft

Leipzig, Dresdner Str. 82

29.6., 18 Uhr: Das anonyme Dombauwerk – Eines der ersten Gedichte von Louise Otto und seine Wirksamkeit. Vortrag von Klaus Harder, Meißen

Naturkundemuseum

Leipzig, Lortzingstr. 3

Sonderausstellung Bis 4.7.: Staub – Spiegel der Umwelt. Eine Ausstellung des Wissenschaftszentrum Umwelt der Universität Augsburg.
Bis 21.9.: Schaubente Honigbienen – Lebende Bienen im Museum.

Herausgeber: Projekt Linke Zeitung e.V.,
Braustraße 15, 04107 Leipzig,
Tel./Fax: 0341 / 21 32 345
E-Mail: redaktion@leipzigs-neue.de
Internet: www.leipzigs-neue.de
Bankverbindung: Sparkasse Leipzig
BLZ 860 555 92 - Konto 1 150 114 840

Sprechzeiten: Mo 10 bis 12 Uhr / Di 13 bis 15 Uhr

Redaktion:

Kurt Schneider, Helmut Ulrich, Michael Zock
(V.i.S.P.)

Vertrieb, Abonnement, Abrechnung,

Anzeigen, Werbung:
Ralf Fiebelkorn, Büro- und Verlagservice,
Gärtnerstraße 113, 04209 Leipzig.

Tel./Fax Redaktion: 0341 / 21 32 345

Druck: Nordost-Druck GmbH & Co. KG Neubrandenburg

Einzelne Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird nicht gehaftet.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 6. Juni 2010
Die nächste Ausgabe erscheint am 16. Juli 2010

quer gedacht

von Eva Lenn

LEISTUNGSTRÄGER?

Jene Abteilung in der Arbeitsagentur, deren Aufgabe darin besteht, die Unterstützung auszahlend, heißt »Leistungsabteilung«. Nicht, weil ihre Mitarbeiter viel leisten müssen, sondern weil sie »Leistungen« vergeben, im Sinne von Geld. Deshalb werden Arbeitslose auch als »Leistungsempfänger« bezeichnet. Als »Leistungsträger« gelten Manager großer Banken und Konzerne, denn sie sorgen dafür, dass in ihre Firmen viel Geld fließt. Da im heutigen Kapitalismus mit Finanzmanipulationen der höchste Gewinn erzielt werden kann, werden Finanzmanager als die beste Leistungsträger angesehen.

Doch was ist Leistung wirklich? Eine Tätigkeit, die für den Leistenden anstrengend ist und für andere Menschen bzw. für die ganze Gesellschaft nützlich. Verkäuferinnen, Krankenschwestern, Produktionsarbeiter sind Menschen mit nützlicher Tätigkeit, also Leistungsträger. Dagegen sind die Finanzmanager für die Gesellschaft nicht nur unproduktiv und gesellschaftlich nicht notwendig, sondern Schmarotzer einer der Gesellschaft.

Eine Untersuchung, die als Kriterium für die Leistung eines Menschen seine Nützlichkeit für die Gesellschaft zugrunde legte, ergab, dass z. B. eine Verkäuferin oder eine Krankenschwester an einem Arbeitstag mehr Leistung bringt als ein Bankmanager.

Wenn das so klar ist, warum dann diese Wortverdrehungen – ausgerechnet jetzt, wo das Kapital dabei ist, sich nach der Krise zu stabilisieren, um bald noch größere Gewinne machen zu können? – Gerade deshalb! – Damit dieses Schmarotzertum nicht so leicht durchschaut wird und die immer größer werdende Spaltung der Gesellschaft als marktwirtschaftlich notwendig angesehen wird.

Wir haben es derzeit mit keiner Krise zu tun, sondern mit gewaltigen Veränderungsprozessen, für die es noch keine Bezeichnung gibt.

DLF 30.5.

In bestimmten amerikanischen Kirchen wird für den Tod des Präsidenten Obama gebetet.

ARD 30.5.

Der zurückgetretene Bundespräsident Köhler war seinem Amt nicht gewachsen. Er war kein Berufspolitiker. Er ist gescheitert. Er wird die Krise dieser Bundesregierung vertiefen.

Phoenix 31.5.

Man muss feststellen, dass wirtschaftliche Interessen auch mal mit militärischen Mitteln vertreten werden können. Gerade ein Land, das Exportweltmeister ist, hat da mitunter spezielle Interessen. Es gab keinen Grund wegen solcher Äußerungen zurückzutreten. Ein Bundespräsident muss auch Medienkritik vertragen.

DLF 31.5.

Ein verbotener Handschlag

»Anekdoten der Macht«, erschienen im Miltzke Verlag, Leipzig

LN: Politik aus der Schlüssellockperspektive pointiert und karikiert von Peter Maria Slama, jetzt ediert beim Miltzke Verlag in Leipzig. Diese kleinen Geschichten »außerhalb des Protokolls« ändern nicht die Welt, aber sie zeigen die politische Welt wie sie meist von Kameras ausgeblendet wird. Amüsant das Ganze. Unsere Sommer-Empfehlung für 9,90 Euro. Eine Kostprobe über Heiner Geißler:

»Anfang und Mitte der 80er gab es gravierende Auseinandersetzungen hochdramatischen Streit wegen der Nachrüstung, also wegen außenpolitischer Fragen. Ich war Generalsekretär der CDU und sozusagen die Speerspitze meiner Partei gegenüber der SPD, aber auch gegenüber den Grünen. Wegen einiger Aussagen hatte der damalige Fraktionsvorsitzende der SPD, Hans-Jochen Vogel, gegen mich

eine Art Boykott verhängt: Die SPD-Leute durften mit mir nicht mehr verkehren. Wenn ich als Bundesminister [Jugend, Familie und Gesundheit] im Parlament auftrat, verließ die Fraktion den Plenarsaal oder bei Veranstaltungen mussten die Vertreter der SPD den Saal verlassen. Das war für mich gar nicht so schlecht, da konnte ich umso länger reden. Eines Tages stand ich in Bolivien auf dem Flughafen in Begleitung des damaligen Staatspräsidenten Siles Zuazo und wartete auf den Abflug. Wir waren in der Präsidentenlounge und es landete eine Lufthansamaschine. Eine Delegation des deutschen Bundestages erschien in dieser Lounge und musste an dem Staatspräsidenten und an mir vorbei, unter anderem Vertreter der SPD. In dieser Delegation war der sehr lebenswürdige und bis heute lebenswert gebliebene Peter Struck [MdB 1980-2009, Bundesverteidigungs-

minister mit der Überzeugung, unsere Sicherheit werde auch am Hindukusch verteidigt, bis 2009 Fraktionsvorsitzender der SPD]. Er musste dem Staatspräsidenten die Hand geben. Ich stand daneben, er hat mir also auch die Hand gegeben, also sozusagen die Boykottverordnung von Hans-Jochen Vogel durchbrochen. Fünf Minuten später war ich an der Reihe abzufliegen und habe mich dann höflicherweise von den Kolleginnen und Kollegen, den Mitgliedern des deutschen Bundestages, verabschiedet bzw. ich wollte mich verabschieden. Ich ging der Reihe nach zu den Abgeordneten hin und kam dann zu Peter Struck, streckte ihm die Hand hin, worauf er sich kerzengrade aufrichtete, mich ansah und sagte: »Einmal genügt, Herr Minister!, und sich umdrehte. Ich musste den Raum verlassen, ohne mich von Peter Struck verabschieden zu können.«



Wissensfragen?

Kann ein Elefant schweben? Können Handys eine Tankstelle in die Luft jagen?

So lockte kürzlich RTL seine Zuschauer an einem Sonntagabend vor den Schirm und nannte diese Sendung:

»Die große Welt der Wunder«. Bei dieser »Wissensshow« über Chemie, Biologie und Physik durfte natürlich Expertin Hella von »Unsinn« nicht fehlen.

PS.:

Ein chinesisches Sprichwort heißt: Wenn der Mensch wissend geworden ist, steht unversehens sein Ende bevor.

In diesem Fall ... hoffentlich!

Der Trümmerfrau Angela Merkel entgleitet die Macht – weil sie ihre Politik nicht erklären kann.

Wochenzeitung »Freitag« 2.6.

Weltweit gibt es maximal ein halbes Dutzend Experten, die den internationalen Finanzmarkt durchschauen.

Helmut Schmidt im KulturSPIEGEL

Borries, im Anschluss an die sechs Stunden dauernde Vernehmung.

LVZ 4.6.

Das Problem von Horst Köhler war auch, dass er von Merkel und Westerwelle damals ausgehandelt wurde für eine bald erhoffte Gelb-Schwarze-Koalition. Ein kapitaler Fehler.

ARD-Presseclub 6.6.

Das Amt des Bundespräsidenten dürfte nicht zur »Beute« werden.

J. Gauck in BILD am Sonntag 6.6.

Es ist nicht richtig den Deutschen vorzuwerfen, sie hätten über ihre Verhältnisse gelebt. Der Staat hat stattdessen über seine Verhältnisse gelebt.

ARD-Talk »Anne Will« 6.6.

Politikerbüros werden deutschlandweit zunehmend zur Zielscheibe von Neonazis.

ARD 7.6.

Gelesen, gesehen und gehört von Siegfried Kahl

FUNDSACHEN

Bei Opel in Deutschland macht sich wieder Sorge um die Zukunft breit: Der unabhängige Lenkungsrat sieht Staatshilfen für den angeschlagenen Autobauer kritisch.

LVZ 2.6.

Nach drei Monaten Untersuchung sprach der frühere Chef der Wasserwerke Heiningen erstmals mit den Ermittlern. »Aus unserer Sicht hat er ein Geständnis zum Komplex Bestechung abgelegt«, sagte Till von

Reinhard Lochners Weisheiten

Der moralische Imperativ, nur das zu sagen und zu tun, was wir auch verantworten können, läuft auf anhaltendes Schweigen, begleitet von ununterbrochenem Nichtstun, hinaus.

Unsere beiden Söhne sind mit Eselsmilch großgezogen worden, aber sieh nur, wie prächtig meiner und wie hässlich deiner ist, prahlte der Bauer. Das mag sein, erwiderte der Graue, aber im Unterschied zu dir erwarte ich auch nicht, dass mein Sohn etwas anderes wird als ein Esel.

